MOSES MENDELSSOHN ZENTRUM AKADEMIE
DIALOG
Heft 22 – Potsdam 1/2004

Weshalb haben wir so lange weggesehen und weggehört?

Zur Diskussion über den islamischen Antisemitismus im Centrum Judaicum in Berlin

Mit dem Thema „Islamischer Antisemitismus in Nahost und Europa“ nahmen am 1. April 2004 im Centrum Judaicum sieben Veranstalter, darunter das Moses Mendelssohn Zentrum (Prof. Julius H. Schoeps), das Wissenschaftsforum der Sozialdemokratie in Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern e.V. (Klaus Faber), die Zeitung „Die Welt“ (Johann Michael Möller, stellvertretender Chefredakteur) und die deutsche media-watch-Organisation „honestly-concerned“ (Sacha Stawski, Chefredakteur), einen sensiblen Debattenaspekt auf, dem sich in Politik und Gesellschaft nicht jedermann gerne stellt.

Experten, Politiker und etwa 130 Gäste diskutierten fast vier Stunden lang im Centrum Judaicum. Auf dem Podium waren weiterhin Yigal Carmon vom Middle East Media Research Institute („memri“; Jerusalem), Mohammed Schams, ein Sprecher der Association of Human Rights and Democracy for Iran, Eldad Beck, Korrespondent von israelischen und europäischen Zeitungen, Deidre Berger, Direktorin im Berliner Büro des American Jewish Committee sowie Politiker von SPD, CDU, Bündnis 90/Die Grünen und FDP vertreten.

Bei allen Ausgangsunterschieden im Ansatz, in den Schlußfolgerungen und im Detail gab es in der Berliner Diskussion eine gemeinsame Grundtendenz: Über den islamischen Antisemitismus in Nahost und in Europa wird in der politischen Klasse, in den Medien und in der Öffentlichkeit zu wenig gesprochen. Für die Außen- und die Innenpolitik sind die damit verbundenen Fragen ein heikler Debattenpunkt, den man gerne herunterspielt. Das fängt damit an, daß einige den Zusammenhang von zeitgenössischem Islam und Antisemitismus gänzlich leugnen, andere in der unter Muslimen verbreiteten Juden- und Israelfeindschaft keinen Antisemitismus, sondern nur eine Nebenkriegsfolge des Nahostkonflikts erkennen wollen.

Beide Positionen lassen sich, so das Ergebnis der Berliner Diskussionsrunde im Centrum Judaicum, nicht halten. Beim Transfer des europäischen, in der Wurzel christlichen Antisemitismus in den Islam spielte in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts – so etwa der Islamwissenschaftler Bernard Lewis – die erstaunlich erfolgreiche antisemitische Propaganda Hitlerdeutschlands eine entscheidende Rolle. Wir kennen in unserer Zeit, u. a. durch die beeindruckenden Berichte von „memri“, die antisemitische Agitation in religiösen Ansprachen, in den Medien, in den Schulbüchern oder staatlichen Erklärungen in arabischen und weiteren islamischen Ländern sowie von Organisationen aus diesen Staaten. Der Hisbollah-Fernsehsender Al Manar vermittelt über Satellit die alte antijüdische Ritualmordlüge, die in Europa ohne Probleme empfangen werden kann. Die antisemitischen „Protokolle der Weisen von Zion“ werden in arabischer und in anderen Sprachen mit neuen Auflagen in der islamischen Welt verbreitet. Auch die ägyptische, in vielen Ländern ausgestrahlte Fernsehserie „Reiter ohne Pferd“ nimmt, unter Berufung auf die Pressefreiheit, dieses Thema auf.

Pauschale negative Bewertungen über „den“ Islam sind allerdings nicht angemessen – und müssen auch abgewehrt werden. Für den ganz überwiegend islamischen Iran hat das auf dem Podium in Berlin Mohammed Schams in der Unterscheidung zwischen der Staatsführung der Islamischen Republik und der überwältigenden Mehrheit der iranischen Muslime deutlich gemacht. Dennoch gibt die stehende Ovation für die antisemitische Rede des früheren malaysischen Ministerpräsidenten Mahathir vor der „Organisation der Islamischen Konferenz“ im letzten Jahr in diesem Punkt Anlaß zum Nachdenken. Auf der Konferenz waren über fünfzig islamische Staaten vertreten.

Auch die unterschiedlichen Formen von Israelfeindschaft sind gegenüber dem Antisemitismus abzugrenzen. Israelfeindschaft zeigt sich z. B. in dem in Ägypten lange Zeit populären, über die staatlich kontrollierten Medien weit verbreiteten Song-Refrain „Ich hasse Israel“. Viel spricht dafür, daß die Grenze zum Antisemitismus jedenfalls dann überschritten ist, wenn Israels Vernichtung – eine negative Aussonderung unter den Staaten und Völkern – als Ziel proklamiert wird, wie es etwa Hamas, Hisbollah oder die Islamische Republik Iran fordern, wenn, wie leider häufig auch in der europäischen Politik, Israel mit ungleichen, diskriminierenden Maßstäben gemessen oder wenn das Land mit Hitlerdeutschland verglichen wird – in Europa ein Entlastungsversuch gegenüber der eigenen Geschichte, dem in Deutschland ein viel zu hoher Prozentsatz der Jugendlichen zustimmt.

Man kann, wofür sich Julius H. Schoeps aussprach, den islamischen Antisemitismus als eine im wesentlichen neue, von der NS-Propaganda und durch den arabisch-israelischen Konflikt geförderte Erscheinung definieren oder, so andere Stimmen auf der Berliner Podiumsdiskus-

Fortsetzung auf S. 2

Deutscher aus Überzeugung, Jude aus Pflichtgefühl

Der Schriftsteller und Journalist Karl Emil Franzos

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe *Klein-Wien in Halbasien – Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart* (siehe auch Heft 21), die in Kooperation zwischen dem Moses Mendelssohn Zentrum und dem Deutschen Kulturforum östliches Europa entstanden ist, werden sich eine Ausstellung und eine Tagung mit Karl Emil Franzos (1848–1904) auseinandersetzen. Der Schriftsteller, Journalist und Publizist wurde am 25. Oktober 1848 im östlichen Galizien geboren und wuchs in der Kleinstadt Czortkow auf. Von seinem Vater, der dort als Bezirksarzt tätig war, wurde er zu einem deutschen Nationalisten jüdischen Glaubens erzogen. Diese Mischung machte Franzos immer wieder zum Außenseiter, „im Kloster und im Ghetto, im Hause meiner Mitschüler wie in der Bauernhütte und im adeligen Hof, es war überall anders als daheim, darum beobachte ich unwillkürlich alles und prägte es mir ein."

Nach dem frühen Tod des Vaters zog die Familie nach Czernowitz, in den „Vorhof zum Paradies". Insbesondere am humanistischen Gymnasium erlebte der junge Franzos die Vielfalt der Nationalitäten und Konfessionen und ihr tolerantes Zusammenleben. Nach Abschluß seines juristischen „Brotstudiums" entschied sich Franzos für eine Tätigkeit als Journalist und freier Schriftsteller. Er lebte zunächst in Wien, wo er u.a. die *Erste Kritische Gesamtausgabe der Werke Georg Büchners* (1879) aus dem handschriftlichen Nachlaß des Dichters edierte und zwischen 1884 bis 1886 die *Neue Illustrierte Zeitung* herausgab. 1887 ging er gemeinsam mit seiner Frau Ottilie nach Berlin und war dort bis zu seinem Tod als freier Schriftsteller und Herausgeber der Literaturzeitschrift *Deutsche Dichtung* tätig.

Am 28. Januar 2004 hat sich der Todestag Karl Emil Franzos' zum hundertsten Mal gejährt. Trotz seines umfangreichen Werks und der relativen Kürze der Zeit ist er inzwischen nahezu in Vergessenheit geraten, ein Prozeß, dem die Ausstellung und die Tagung entgegenwirken wollen. Die Ausstellung ist ein Kooperationsprojekt mit der *Stadt- und Landesbibliothek Wien*, sie wird die drei wichtigsten Lebensstationen des Schriftstellers (Czernowitz – Wien – Berlin) nachzeichnen und sein schriftstellerisches Werk in einem biographischen Kontext zeigen. Von besonderem Interesse ist auch Franzos' vielfältiges politisches und gesellschaftliches Engagement, in dem sich auch seine Einstellung zum Judentum widerspiegelt. Die Tagung findet vom 10. bis 12. Juni im Alten Rathaus in Potsdam statt und setzt sich insbesondere mit dem Verhältnis des Schriftstellers zu seiner Jugendstadt Czernowitz auseinander. Dabei soll u.a. der interethnische und interkonfessionelle Dialog in der Bukowina des 19. Jahrhunderts untersucht werden.

Anna-Dorothea Ludewig

Fortsetzung von S. 1

sion, bereits im Koran Ansätze für judenfeindliche Positionen erkennen. Streitig kann es allerdings kaum sein, daß es islamischen Antisemitismus heute in vielfältigen, auch auf Europa übergreifenden Formen gibt, die nicht verharmlost werden dürfen. Er ist kein Nebenaspekt der arabisch-israelischen Auseinandersetzung. Für Antisemitismus gibt es ebensowenig wie für Völkermord, Rassenhaß oder Terror einen rechtfertigenden „Anlaß". Wäre es anders, müßten wir uns übrigens fragen, weshalb die unterdrückte, vertriebene und mit Massenmord bedrohte nicht-muslimische Bevölkerung im Südsudan nicht längst zum Mittel des Vernichtungsterrors gegen ihre arabisch-muslimischen Verfolger gegriffen hat. Ihre – südsudanesische – Verwurfsliste ist bedeutend umfangreicher als diejenige, die für die arabische Sache auch bei ausgeprägter Parteilichkeit gegen Israel aufgestellt werden könnte.

Das Vergleichsbeispiel korrigiert die oft formelhaft wiederholte These, ein Rückzug Israels auf die Waffenstillstandslinie von 1967 werde die wesentlichen Probleme im Nahen Osten lösen und damit auch Antisemitismus oder Terrorismus überwinden. Der umgekehrte Zusammenhang ist, so auch Eldad Beck auf dem Berliner Podium, plausibler: Ohne die Überwindung des antisemitischen Israelhasses, den Sacha Stawski im Centrum Judaicum mit vielen aktuellen Karikaturbildern aus der arabischen Presse vor Augen geführt hat, wird es vielmehr keinen dauerhaften Frieden zwischen Israel und den arabischen Ländern geben können.

Nehmen wir die durch den islamischen Antisemitismus begründeten Probleme im Nahen Osten und unter unseren muslimischen Minderheiten überhaupt wahr? Weshalb haben wir solange weggesehen und weggehört? Reagieren wir nach innen und nach außen adäquat auf die sich abzeichnenden Entwicklungen? Die Diskussion mit den vier Politikern zeigte dazu unterschiedliche Reaktionen. Sibylle Pfeifer (CDU) warb für den Gedanken, in der Kooperation mit anderen Staaten als Fördervoraussetzung auch die Bekämpfung von Antisemitismus vorzusehen. „Good Governance" werde von den Nehmerländern heute schon verlangt. Duldung und Förderung von Antisemitismus sei damit nicht zu vereinbaren. Andere Politiker auf dem Podium waren gegen derartige Sanktionen. Einig waren sich alle – Publikum, Experten und Politiker – in der Forderung zu differenzieren und Bündnisse mit denjenigen Muslimen zu schließen, die zumindest im Ansatz mit uns das Bekenntnis zu den Menschenrechten und zur Demokratie teilen. Auch die beiden Muslime in der Berliner Podiumsdiskussion – Cem Özdemir und Mohammed Schams – stimmten im Prinzip mit dieser Position überein, allerdings nicht in der konkreten Beurteilung der Reform- und Veränderungsfähigkeit der Islamischen Republik Iran.

Die Podiumsdiskussion im Centrum Judaicum hat vor allem eines deutlich gemacht: Wir unterschätzen die mit dem islamischen Antisemitismus verbundenen Gefahren, wenn wir ihn als ein vorübergehendes Randproblem kleiner muslimischer Minderheitsgruppen wahrnehmen. Wir verkennen die Dimension der Herausforderung, wenn wir den Zusammenhang zwischen der Entwicklung im Nahen Osten und in Europa auf die bequeme Erwartung reduzieren, alles löse sich durch einen israelischen Rückzug auf die Linien von 1967.

Klaus Faber, Staatssekretär a.D.

Aktuelle Veranstaltungsreihe der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt

Während der kommenden Monate bietet die Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt ein umfangreiches Programm verschiedener Veranstaltungen an.

Pavel Feinstein Ausstellung

Aktuell werden in der zur Akademie gehörenden Klaussynagoge, Rosenwinkel 18, Malereien des russisch-stämmigen Künstlers Pavel Feinstein ausgestellt.

„Für mich ist Malen Arbeit an der eigenen Seele“, erklärt der 43jährige Wahl-Berliner. Geprägt durch Malunterricht bei Leonid V. Starkov in frühen Jahren und das spätere Studium an der Hochschule der Künste in Berlin, kristallisierte sich zunehmend eine eigene stilistische Handschrift heraus, die viele Kunstliebhaber heute mühelos zuordnen können. Auch die Motive der Bilder weisen oft ähnliche inhaltliche Schwerpunkte und Kohärenz zu seinen eigenen Wurzeln auf. „Meine Malerei hat mit mir und meinem Judentum zu tun, mit religionsphilosophischen Einstellungen und Sichtweisen auf unsere Welt“, erläutert Feinstein. Dabei reiche es jedoch nicht aus, so der Künstler, jüdische Symbole darzustellen, weshalb seine Bilder nur mittelbar mit jüdischer Tradition zu tun haben.

Die derzeit ausgestellten rund 30 Werke Pavel Feinsteins werden bis zum 20. Mai 2004 täglich von 10.00 Uhr bis 16.00 Uhr in der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt allen Interessierten zugänglich sein.

Hebräisch-Schnupperwochenende

Vom 21. bis 23. Mai 2004 bietet die Moses Mendelssohn Akademie allen Interessierten einen Schnupperkurs in Hebräisch an. Auf entspannte Art und Weise sollen dabei vor allem einfache Grundkenntnisse und sprachliches Basiswissen vermittelt werden. Zur Untermalung des Lernprogramms dient dabei die abendliche Aufführung eines hebräischen Filmes sowie eine Vorstellung aktueller israelischer Literatur. Die Kosten für den Kurs inklusive Verpflegung im MuseumsKaffee Hirsch betragen 85 Euro. Die Unterbringung im Hotel kann von der Akademie auf Wunsch organisiert werden.

Gang durch das jüdische Halberstadt

Am 16. Mai und 27. Juni 2004 bietet die Moses Mendelssohn Akademie Führungen durch das Jüdische Halberstadt an. Dabei wird den Teilnehmern unter fachkundiger Begleitung die Geschichte der jüdischen Gemeinde Halberstadts insbesondere anhand von Zeitzeugnissen wie den Jüdischen Friedhöfen nahe gebracht. An diesen Sonntagen bietet das MuseumsKaffee Hirsch einen Brunch an, bei dem man sich mit jüdischen Spezialitäten verwöhnen lassen kann. Die Kosten für die Führung betragen 5 Euro pro Person, Start des Programms ist um 11.00 Uhr an der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt, Rosenwinkel 18. Um Voranmeldung zum Rundgang wird gebeten. Die letzten beiden Termine werden auch in russischer Sprache angeboten.

Internationaler Museumstag

Aus Anlaß des Internationalen Museumstages am 16. Mai 2004 öffnet das Berend Lehmann Museum, Judenstraße 25/26, seine Türen kostenlos den Besuchern. Parallel dazu werden in der Moses Mendelssohn Akademie, Rosenwinkel 18, Schülerarbeiten präsentiert, die in Zusammenarbeit mit oder auf Anregung der Moses Mendelssohn Akademie entstanden sind. Unter anderem werden Beiträge zu sehen sein, die sich mit den Biographien der ehemaligen Halberstädter John Edelnand und Lillyan Cohn (vgl. u.a. DIALOG Heft 19, 2/2003) auseinandergesetzt haben, sowie eine Schülerarbeit zu Jüdischer Musik. Darüber hinaus wird die Video-Dokumentation der Begegnungswoche mit ehemaligen Halberstädter Juden vorgestellt. Die Purim-Arbeiten der Halberstädter Grundschule “Miriam Lundner“ sowie der Reinhard-Lakomy-Sonderschule runden die Präsentation ab.

Vortrag von Guy Stern: Hermann Schwab

Abschließend hält am 7. Juni 2004 der Generalsekretär der Kurt-Weill-Foundation New York, Prof. Dr. Guy Stern, um 19.30 Uhr einen Vortrag über Hermann Schwab. Schwab zählte zur Jüdischen Gemeinde Halberstadts und arbeitete später als Schriftsteller. Alle Interessierten sind zu diesem Vortrag in der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt, Rosenwinkel 18, recht herzlich eingeladen.

Prof. Schoeps scheidet aus dem Amt des Gründungsdirektors der MMA Halberstadt

Der Gründungsdirektor der Halberstädter Moses Mendelssohn Akademie, Dr. Julius H. Schoeps, Professor für Neuere Geschichte an der Universität Potsdam, scheidet zum 31. März 2004 nach fast zehnjährigem Wirken aus dem Amt. Die Aufgaben der Direktorin der Akademie und des Behrend-Lehmann-Museum für jüdische Geschichte und Kultur wird ab 1. April deren bisherige Geschäftsführerin Jutta Dick übernehmen, teilte Schoeps nach der Unterzeichnung eines Vertrages der Akademie mit dem Land Sachsen-Anhalt mit.

Der scheidende Gründungsdirektor, der in das Kuratorium der Halberstädter Moses Mendelssohn Akademie wechselt und künftig dessen Vorsitz übernimmt, lobte ausdrücklich die bisher gute Zusammenarbeit mit der Stadt Halberstadt. Schoeps bedankte sich bei den Sponsoren im In- und Ausland sowie beim Land Sachsen-Anhalt für die Aufnahme in die institutionelle Förderung. Die Moses Mendelssohn Akademie im Halberstädter Rosenwinkel, die eng mit dem Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrum zusammenwirkt, vermittelt mit Ausstellungen, Tagungen und Vortragsveranstaltungen einer breiten Öffentlichkeit Wissen über die jüdische Kultur und Lebensweise und schafft gleichzeitig Raum für Begegnungen, um Toleranz und gegenseitiges Verstehen zu entwickeln.

Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte
Halberstadt

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

Boris Carmi (1914–2002) – Fotografien aus Israel

Im Jahr 2000 traf ich Boris Carmi, den Pionier der israelischen Presse- und Dokumentationsfotografie, in der Runde seiner Freunde im Café Silberstein auf der Dizengoff-Straße in Tel Aviv. Wie immer trank er Wodka mit Orangensaft, war schüchtern und wortkarg. Er sprach nie gerne über seine Fotografien, „sie sprechen für sich selbst", sagte er. Doch, wenn man ihn darum bat, dann zog er sie stolz aus den vollgestopften Regalen seiner bescheidenen Wohnung in Tel Aviv und fächerte ein Panorama israelischer Geschichte auf: Wir saßen dann auf seinem Sofa und blätterten durch die stürmischen Jahrzehnte – Fotografien, die heute in Israel Ikonen der kollektiven Erinnerung geworden sind.

„Boris war der jüngste Alte, den ich kannte", sagt sein Freund, der Schriftsteller Yoram Kaniuk. „Das letzte Mal sah ich ihn im Café Diza in Tel Aviv. Es war vielleicht ein Monat vor seinem Tod. Er erzählte, man bestehe hartnäckig darauf, von ihm eine Ausstellung in Berlin zu zeigen. Im Deutschland seiner Jugend, das er geliebt hatte. Doch daraus würde sowieso nichts, wer wolle schon von ihm eine Ausstellung sehen."

1930 verließ Boris Carmi Moskau, sein Weg führte ihn über Warschau, Saalfeld/Deutschland und Italien nach Paris, wo er an der Sorbonne Ethnographie studierte und zu fotografieren begann. Von Paris ging er 1936 nach Danzig, wo er drei Jahre auf seine Einreisegenehmigung wartete, bis er 1939 an Bord eines Zitrus-Frachters nach Palästina einwandern konnte. Dort arbeitete er zunächst als Obstpflücker und Lagerarbeiter, bis er sein Interesse für Fotografie zum Beruf auszubauen begann.

Der Autodidakt Carmi begleitete die Geschichte Israels über 60 Jahre lang mit der Kamera und verfolgte die turbulenten Phasen der

Ein Mönch und ein Mukhtar (Oberhaupt eines arabischen Dorfes) ergeben sich vor den israelischen Truppen, Grenze zum Libanon, 1948

Staatsgründung und Staatsentwicklung. Er arbeitete für israelische Zeitungen und Zeitschriften; seine stillen Bilder berichten von den enormen Herausforderungen, denen das junge Land ausgesetzt war. Die von ihm fotografierten Gesichter erzählen von Entwurzelung und Neuanfang, Aufbauwillen und Zukunftsangst. Dabei ergreift er niemals Partei, sondern erkundet das Lebensgefühl der Menschen in einem Staat auf der Suche nach Identität und Normalität. Er war der erste Fotograf der israelischen Armeezeitung und dokumentierte den Unabhängigkeitskrieg 1948 mit eindrucksvollen Fotografien. Daß Boris Carmi oft als ‚erster Militärfotograf Israels' bezeichnet wird, paßt so gar nicht zu seiner inneren Einstellung. Krieg sei nicht fotogen, und es widerstrebe ihm, Leichen oder Blut zu fotografieren. Inmitten von Schmerz, Krieg und Fremdheit suchte er das Schöne, das Menschliche. Sein klarer Blick, der ihn tatsächlich nie verlassen hat, kennzeichnet sein Werk über 60 Jahre hinweg. Er fotografierte bis kurz vor seinem Tod, am 18. September 2002.

Seine Arbeiten werden vom 15.5.2004–27.6.2004 in der Akademie der Künste erstmals als Einzelausstellung außerhalb von Israel zu sehen sein. Dieses Panorama israelischer Geschichte, gesehen durch die Augen von Boris Carmi, gewährt Einblicke in längst vergangene Lebenswelten. Er war Entdecker und Erzähler zugleich. Mit seiner Empfindsamkeit gegenüber dem ‚Hier und Jetzt' rettete er Szenen vor dem Verschwinden und vermittelt uns bis heute das Lebensgefühl einer ganzen Generation. Die Ausstellung steht unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Johannes Rau und des israelischen Staatspräsidenten Moshe Katzaw.

Begleitend zur Ausstellung ist im Prestel Verlag die Monografie mit Beiträgen u.a. von Joachim Schlör und Yoram Kaniuk erschienen: „Boris Carmi – Photographs from Israel", Alexandra Nocke (Hg.), ISBN 3-7913-2933-2. Im Internet: www.adk.de/carmi.

red./A.N.

„ Die anderen in uns"

Neues Buch von Dan Bar-On zur interkulturellen Konfliktlösung

„Friedensprojekte brauchen mehr als große Politik", sagt der israelische Psychologieprofessor Dan Bar-On. „Sie brauchen die Bereitschaft einzelner, sich auf Menschen von der anderen Seite einzulassen." Der 1938 in Haifa geborene Sohn deutsch-jüdischer Emigranten erhebt diesen Anspruch nicht nur theoretisch, sondern praktiziert ihn auch: Zusammen mit Professor Sami Adwan von der Universität Bethlehem gründete er 1998 das „Peace Research Institute in the Middle East" (PRIME). Für sein Engagement im jüdisch-palästinensischen Dialog erhielt Bar-On im Oktober 2001 das Bundesverdienstkreuz, und auch die deutsche Friedens- und Konfliktforschung profitiert mittlerweile von seinen Erkenntnissen.

ISBN 3-89684-034-7

Ethnische Konflikte – in welcher Region auch immer – beschränken sich oft nicht auf materielle, juristische oder militärische Dimensionen. In der Psyche der Beteiligten wirken bewußte und unbewußte Bilder, die über Generationen hinweg ideologisch vermittelt wurden und sich nicht selten auch mit irrationalen Vorstellungen von sich selbst und den „anderen" vermischen. Mit der sogenannten TRT-Methode („To Reflect and Trust") arbeitet Bar-On seit mehr als zehn Jahren in Seminaren mit Opfern und Tätern der Nazizeit, aber auch mit Personen verfeindeter Gruppen in Nordirland, Südafrika, Israel und Palästina.

In seinem neuesten Buch „Die Anderen in uns. Dialog als Modell der interkulturellen Konfliktbewältigung", erschienen in der edition KÖRBER-STIFTUNG, gewährt uns der renommierte Psychologe aus Beer Sheva nun tieferen Einblick in die mentalen Befindlichkeiten in Nahost. Besonders eindrucksvoll analysiert Dan Bar-On dabei Gespräche, die sich bei gemeinsamen Workshops von jüdischen und palästinensischen Studenten in Neve Shalom und Beer Sheva ergeben haben. Dem Leser wird rasch deutlich, wie komplex die Ängste, Hoffnungen, Wünsche und auch Leiderfahrungen auf beiden Seiten sind – und wie zumindest ein Teil der Fehlwahrnehmungen durch offene Arbeitsgruppen nach der „Reflect-and-Trust"-Methode behoben werden kann.

Bar-On schildert, wie mühsam und kompliziert, aber auch hoffnungsvoll diese Annäherungsversuche junger Leute aus beiden Lagern sind. Ein mutiges Buch über interkulturelle Konfliktbewältigung in Nahost – ganz sicher zur richtigen Zeit.

Olaf Glöckner

Vom Schwabenland zur „Nahariade“

Joachim Schlörs Text-Bild-Band „Endlich im Gelobten Land?“ hält eindrucksvolle Erinnerungen der Fünften Alijah bereit

„Kommen Sie aus Deutschland oder aus Überzeugung?“ Wie mögen sich die vielen geflohenen „Jeckes“ aus Berlin, Dresden oder Heilbronn gefühlt haben, als sie Ende der 30er Jahre im Hafen von Haifa mit dieser provokanten Frage begrüßt wurden? Noch kurz zuvor hatten sich ihre Kinder vielleicht ganz unbesorgt zum Alijah-Spiel zusammengefunden: Ein vom Keren Kajemeth le-Israel entworfenes Brettspiel simulierte dort die abenteuerliche Reise von Berlin bis zur geglückten Ankunft in Jerusalem. An kleinen und großen Überraschungen – vertauschten Koffern etwa, einem verpaßten Schiff, einer verhinderten Ausbootung oder einem „verdorbenen Magen“ – hatte es bei dieser unterhaltsamen Partie nie gefehlt. Doch nun war aus dem Alijah-Spiel für alle ein riskanter Ernst geworden – und auf hoher See zwischen Triest und Haifa eine Passage zwischen völlig verschiedenen Lebenswelten.

Über die „Fünfte Alijah“, jene 60.000 deutschen Juden, die als Fluchtziel vor Hitler das damalige britische Mandatsgebiet Palästina wählten, ist viel geschrieben, aber längst nicht alles erzählt worden. Dr. habil. Joachim Schlör, langjähriger Mitarbeiter am Moses Mendelssohn Zentrum und zur Zeit Leiter des Kompetenznetzes „Jüdische und Rabbinische Studien“ an der Universität Potsdam, hat diesen notwendigen Erinnerungen nun einen wertvollen Baustein hinzugefügt. Für den im Aufbau-Verlag Berlin erschienenen Band „Endlich im Gelobten Land? Deutsche Juden unterwegs in eine neue Heimat“ hat er über Jahre hinweg Lebensberichte, Briefe, Reisedokumente und fotografische Raritäten der „Jeckes“ gesammelt, an zahlreichen Orten in „Erez Israel“ recherchiert und viele hochbetagte Zeitzeugen befragt. Entstanden ist ein Buch, daß von der skizzenhaften, aber feinfühligen Beschreibung individueller Schicksale und einer ausgewogenen Präsentation von Text, eindrucksvollen – teils noch unveröffentlichten - Fotografien und abgebildeten Kunstwerken jener Flüchtlingswelle in das spätere Israel lebt. Sammy Gronemanns Erfahrungen stehen da neben denen von Martin Buber und Alex Bein, Zeichnungen von Lea Grundig neben Tagebuch-Skizzen von Beatrice Zweig. Der schwierige „innere Übergang“ der deutschen Juden in eine neue Heimat, der durch die damaligen britischen Einwanderungsrestriktionen noch zusätzlich erschwert wird – „Zurück wollen wir nicht, vorwärts lässt man uns nicht!“ –, dieser Übergang erhält quasi „im Hintergrund“ noch ein gut strukturiertes historisches Geländer. Was es bedeutet haben muß, die ersten Schritte in einem fremden Land mit oft noch unbefestigten Wegen und Straßen zu gehen, die ersten Unruhen eines heraufziehenden Bürgerkrieges auszuhalten, aber auch binnen kürzester Frist die Grundsteine eines Kibbuz oder „Moshav shitufi“ zu legen – hier erfährt es der Interessierte illustrativ und mit vielen Rückblenden: Etwa davon, wie 35 jüdische Familien aus Rexingen (Schwaben) im April 1938 die landwirtschaftliche Kooperative Shavei Zion sozusagen aus dem Nichts aufbauen – ähnlich wie mittelständische „Jeckes“ aus Halberstadt und anderen Städten im Juni 1939 den Grundstein für die Siedlung Beth-Yizchak legen. Wie tief noch die alte Heimat in den Seelen der Einwanderer lag, bewiesen letztere bei der Namensgebung der ersten Dorfstraße – die wurde schlichtweg dem deutschen Kaiser Wilhelm gewidmet.

Der Autor des Buches:
Joachim Schlör, geb. 1960 in Heilbronn. Studium der Empirischen Kulturwissenschaft und Politikwissenschaft (Universität Tübingen). Promotion 1990, Habilitation 2003. Projektleiter „Kompetenznetz Jüdische und Rabbinische Studien“ an der Universität Potsdam.

Von den neuen Schicksalsgemeinschaften in Ben Schemen und Hasorea, dem Hafenbau in Tel Aviv oder den ersten Ernten in Givat Brenner findet Buch-Autor Schlör aber immer wieder auch zurück zu konkreten Einzel- und Familienschicksalen: So zur Geschichte der Stuttgarter Kaufmannsfamilie Frank, die sich in Migdal bei Tiberias niederläßt, und der Hamburger Fabrikantenfamilie Meyer, welche sich am Aufbau des noch lange Zeit deutschsprachigen Naharya beteiligt. Und nicht zuletzt auch zu Fritz Wolf, dem Verfasser der „Nahariade“, einer durch und durch jeckischen „Geschichte in Musik“, die ironisch-wehmütig, zugleich aber mit viel Witz das Leben eines schwäbischen Trikotagenhändlers vor und nach der Einwanderung beschreibt. Der heute über 90jährige, gebürtige Heilbronner, hat zahlreiche Memoiren niedergeschrieben und führt noch immer Tagebuch – ganz so wie die 80jährige Ilana Michaeli trotz ihres hohen Alters im Kibbuz Hasorea noch Vorträge per Powerpoint-Präsentation (!) hält.

Mehr als 60 Jahre liegt die „Fünfte Alijah“ nun zurück, und mehr als 50 Jahre zählt mittlerweile auch der jüdische Staat. Doch wer auf „Spurensuche“ geht wie Joachim Schlör, der kann sie tatsächlich noch treffen – die emigrierten „Jeckes“ von damals: Ob nun in Tefen, Shavei Zion, Hasorea – oder eben auch Tel Aviv und Jerusalem. In „Endlich im Gelobten Land?“ entsteht das Bild einer verwundbaren, aber starken, oft beargwöhnten und doch so kreativen Gruppe von „Olim“, die Israels (Neu-)Anfänge mit einer ganz eigenen Handschrift versehen haben.

Roland Röhmer

Das Buch ist im Buchhandel erhältlich: Joachim Schlör, Endlich im Gelobten Land? Deutsche Juden unterwegs in eine neue Heimat. Aufbau-Verlag, Berlin 2003, ISBN 3-351-02559-9.

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Feierliche Vorstellung der Joseph-Schmidt-Sonderbriefmarke

Am 4. März 2004 jährte sich zum 100. Mal der Geburtstag des Medienstars der 30er Jahre – des Tenors Joseph Schmidt. Geboren in einer jüdischen Familie in der Bukowina, begann sein kometenhafter Aufstieg beim Rundfunk in Berlin. Seine Lieder erreichten über Rundfunk, Schallplatte und Film ein Millionenpublikum. Bekanntheit erlangte Joseph Schmidt vor allem durch den 1933 uraufgeführten Film „Ein Lied geht um die Welt“. Bald darauf wurde der Film von den nationalsozialistischen Machthabern abgesetzt. Zur Emigration genötigt, starb er 1942 unter tragischen Umständen in einem Flüchtlingslager in der Schweiz.

Die Sonderbriefmarke »100. Geburtstag Joseph Schmidt« wurde im Rahmen einer feierlichen Präsentation des Bundesfinanzministeriums, des Moses Mendelssohn Zentrums, der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und des Deutschen Kulturforums östliches Europa vom Bundesminister der Finanzen, Hans Eichel, in der Jüdischen Gemeinde zu Berlin vorgestellt.

IMPRESSUM

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
Internet: www.mmz-potsdam.de
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Israel – Gesellschaft im Wandel

Seit Ende der 1980er Jahre hat sich der Staat Israel aufgrund veränderter internationaler, regionaler und landesspezifischer Gegebenheiten derart gewandelt, daß Politologen bereits von der „Zweiten Republik“ sprechen. Die Transformationsprozesse berühren alle Bereiche der Gesellschaft: die Abkehr vom „Schmelztiegelkonzept“, die Sicht auf die arabischen Bürger des Landes, das Verhältnis von Staat und Religion, das politische System, das zionistisch determinierte Geschichtsbild, die Bildungsinhalte an Schulen und Universitäten u. a.

Das Buch spürt den Veränderungen und dem mit ihnen verbundenen Wertewandel nach und benennt deren Wirkungen für Gegenwart und Zukunft. Gleichermaßen werden die Besonderheiten israelischer Staatlichkeit, Demokratie und Identität in wechselseitiger Verknüpfung von inneren und äußeren Gestaltungsimpulsen dargestellt. Dabei kommen dem Nahostkonflikt und dem seit Herbst 2000 erneut militant ausgetragenen israelisch-palästinensischen Widerspruch besondere Bedeutung zu.
Angelika Timm, Israel – Gesellschaft im Wandel, Wiesbaden 2003. Euro 19,90 ISBN 3-8100-4032-0

Jüdische Kulturtage 2004:

Die Mendelssohns. Eine Berliner Familie

Vom 14. bis 28. November 2004 finden in Berlin die 18. Jüdischen Kulturtage statt, in diesem Jahr im Zeichen der Mendelssohns. Mit Lesungen, Konzerten, Ausstellungen, Vorträgen und Konferenzen soll versucht werden, dem Phänomen dieser Berliner Familie nachzugehen. Zahlreiche Organisationen, Botschaften und Kulturinstitutionen haben bereits ihre Kooperation zugesagt. So wird in Verbindung mit dem Moses Mendelssohn Zentrum und der Gesellschaft für Geistesgeschichte eine wissenschaftliche Konferenz zum Thema „Moses Mendelssohn, die Aufklärung und die Anfänge des jüdischen Bürgertums“ vorbereitet.

Nähere Informationen beim Organisationsbüro der Jüdischen Kulturtage unter der Rufnummer 030-88028285 oder jkt@jg-berlin.org

Tag der offenen Tür

am Neuen Markt in Potsdam

„Judentum in Vergangenheit und Gegenwart“

Samstag , den 15. Mai 2004

Programm 11.00–17.00 Uhr
mit folgenden Veranstaltungspunkten:

- Info-Stand im Durchgang und auf dem Hof „Am Neuen Markt 8“
- Führungen durch die Bibliothek des MMZ (13.00 Uhr und 16.00 Uhr)
- Das MMZ im Internet – ständige Computerpräsentation
- Büchertisch
- Gemeinsames Preisrätsel des Forum Neuer Markt
- Vorträge und Filmvorführungen (jeweils ca. 15 Minuten):

  12.30 Uhr *Vortrag mit Filmvorführung*
  „Jüdische Imigration aus der ehemali gen Sowjetunion ins vereinigte Deutschland“
  Referent: *Olaf Glöckner M.A., MMZ*

  14.00 Uhr *Vortrag mit Filmvorführung*
  „Rheinsberg und Tucholsky“
  Referentin: *Dr. Irene Diekmann, MMZ/ Universität Potsdam*

  15.30 Uhr *Vortrag*
  „Jüdische Religionspraxis und Öffentlichkeit im frühneuzeitlichen Brandenburg. Synagogen und Beträume 1671–1750“
  Referentin: *Dr. Hiltrud Wallenborn, MMZ*

Weitere Veranstaltungen sind geplant, die genauen Termine stehen bislang nicht fest. Sie können sich bei Fragen zu den Veranstaltungen an das MMZ unter der Telefonnummer 0331-2809412 und die Moses Mendelssohn Akademie unter der Nummer 03941-606710 wenden.

MOSES MENDELSSOHN ZENTRUM AKADEMIE
DIALOG
Heft 23 – Potsdam 2/2004

„Machet keine Dummheiten ...“

Theodor Herzl, der Zionismus und die Vision des Judenstaates im Rückblick eines Jahrhunderts

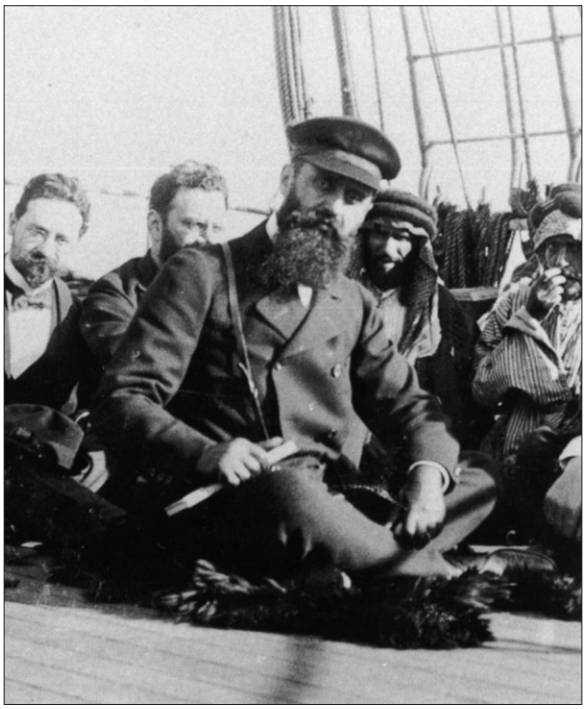
Kurz nach Vollendung des 44 Lebensjahres starb Theodor Herzl am 3. Juli 1904 in einem Sanatorium in Edlach am Semmering. Schon seit längerem hatten den Begründer des politischen Zionismus Todesahnungen gequält. Das Herzleiden, an dem er seit Jahren laborierte, hatte sich zusehends verschlechtert. Anstatt sich aber an die Ratschläge der Ärzte zu halten, die ihm Kuraufenthalte verschrieben und ihm rieten, sich nicht zuviel zuzumuten, hatte er sich verstärkt um die Realisierung seines Judenstaatstraumes bemüht.

Geradezu besessen von der Idee, daß es ohne ihn nicht ginge und die Grundlagen für den jüdischen Staat noch zu seinen Lebzeiten gelegt werden müßten, achtete Theodor Herzl nicht sehr auf seinen Gesundheitszustand. Einer seiner letzten Briefe, der an David Wolffsohn gerichtet war, spiegelt die Verantwortung, die er für den Fortgang der Arbeit nach wie vor empfand und enthält die merkwürdige, vielfach als bis heute als rätselhaft empfundene Präsenz-Formulierung: „Machet keine Dummheiten, während ich tot bin. Herzlichst grüßt ein zu Schanden gearbeiteter ...“ (6. Mai 1904). Daß Herzl diese Formulierung nicht unabsichtlich gewählt hat, kann als sicher angenommen werden.

Herzls Ableben kam für die meisten der Zeitgenossen überraschend, auf manche wirkte es wie ein Schock. Es gab kaum jemand, der bezweifelte, daß das moderne Judentum und der Zionismus durch den Tod Herzls einen Verlust erlitten hätten. Die zahlreichen Nachrufe in den jüdischen und nichtjüdischen Blättern wetteiferten geradezu miteinander, die Verdienste Herzls herauszustellen. Kaum ein Blatt unterließ es, ihn als einen der großen Männer des Jahrhunderts hervorzuheben.

Die meisten Kondolenzschreiben bedauerten das Ableben Herzls. Verschwiegen werden sollte aber nicht, daß es auch skeptische Stimmen gab, die Herzls Wirken im Rückblick weniger positiv bewerteten. Manche von Herzls Anhängern empfanden dessen Tod sogar als eine Art Befreiung. Darauf deutet in der Entwicklung des Zionismus in der nachherzlschen Periode einiges hin. So brachen nach dem Tod des Führers die ideologischen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der zionistischen Organisation über Strategie und Taktik zukünftiger Politik offen aus. Die Lager standen sich unversöhnlicher denn je gegenüber. Welches war der richtige Weg? Praktische Arbeit in Palästina? Oder sollte man der politisch-territorialen Lösung den Vorrang geben, also ein Territorium sichern, auf dem eine Judenstaat errichtet werden könnte?

Wie Herzl, wenn er noch am Leben geblieben und weiterhin in die Politik der Bewegung eingebunden gewesen wäre, sich in den Auseinandersetzungen verhalten hätte, darüber kann nur spekuliert werden. Geht man von der Situation bei seinem Tode aus, dann kann man sich jedenfalls nicht gut vorstellen, daß ihm noch weiterhin eine solche Wirkung beschieden gewesen wäre, wie das unmittelbar nach dem Zionistenkongreß 1897 in Basel der Fall war. Unmittelbar nach Ende des Kongresses hatte Herzl in sein Tagebuch notiert: „Fasse ich den Baseler Kongreß in ein Wort zusammen – das ich mich hüten werde, öffentlich auszusprechen – so ist es dieses: In Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in 5 Jahren, jedenfalls in 50 wird es jeder einsehen ...“



Theodor Herzl während seiner Palästina-Reise 1898 (Abbildung aus Julius H. Schoeps „Theodor Herzl 1860–1904“, Wien 1995, S. 160)

Im historischen Rückblick lassen sich vielfache Beziehungen zwischen Herzls Wirken, der weiteren Entwicklung des Zionismus und der Politik des heutigen Staates Israel aufzeigen. Aus der Vielfalt der Themen und Probleme sei hier nur das Verhältnis Herzls und des frühen Zionismus zu den Arabern genannt.

Herzl und andere führende Zionisten waren von der illusionären Vorstellung bestimmt, in einem politischen Vakuum zu agieren. Bezeichnend ist der Ausspruch, den Max Nordau angeblich gegenüber Herzl 1897 getan haben soll: „In Palästina gibt es ja Araber! Das wußte ich nicht! Wir begehen also ein Unrecht.“ Die Geschichte mag erfunden sein, doch kennzeichnet sie im Kern die Einstellung der zionistischen Führung der Frühzeit, die Palästina für ein leeres Land hielt, das nur darauf wartete, von jüdischen Siedlern kolonisiert und kultiviert zu werden. Die Möglichkeit einer einheimischen Opposition wurde völlig übersehen. Ein geflügeltes, vermutlich von dem Schriftsteller Israel Zangwill stammendes Wort jener Jahre hieß: „Ein Land ohne Volk für ein Volk ohne Land.“

In den Schriften, Reden und Briefen Herzls ist nur wenig über die palästinensischen Araber zu finden. Und wenn einmal von ihnen die Rede ist, dann nicht von ihren legitimen historischen Ansprüchen und ihrem Lebensrecht in Palästina. Nicht zu Unrecht hat deshalb Nahum Goldmann in seinen Erinnerungen geschrieben, es sei „einer der großen historischen Denkfehler des Zionismus“ gewesen, „daß er den arabischen Aspekt bei der Gründung des jüdischen Heimatlandes nicht ernsthaft genug zur Kenntnis genommen“ habe.

Der Mangel an Voraussicht ist aber nicht der zionistischen Ideologie allein anzulasten, sondern

Fortsetzung auf Seite 2

entsprach dem Zeitgeist um die Jahrhundertwende, der europäisch geprägt, außereuropäische Kulturen in der Regel nicht als gleichwertig ansah. Herzl und seine Freunde machten da keine Ausnahme. Sie erkannten nicht, vielleicht war es ihnen auch nicht bewußt, daß die Leidtragenden der von ihnen anvisierten Politik die palästinensischen Araber sein würden. Gelernt, nur in jüdisch-zionistischer Perspektive zu denken, sahen sie nicht die Konsequenzen ihres Handelns. Es kam hinzu, daß sie sich meist von der damals weitverbreiteten Auffassung leiten ließen, der Kolonialismus sei ein notwendiger Schritt, um den Völkern Asiens und Afrikas die „Errungenschaften der europäischen Zivilisation" näher zu bringen.

Sicherlich ist manches gegen die Politik und das Wirken Herzls vom heutigen Standpunkt aus einzuwenden. Schon Martin Buber, der Herzl bewunderte, gleichzeitig aber auch kritisierte, hielt ihn nicht für einen großen politischen Theoretiker, meinte aber im Rückblick, seine Bedeutung habe insbesondere in der Tatsache gelegen, daß er der erste Jude war, „der im Exil jüdische Politik gemacht hat". Entscheidend erschien Buber und anderen der Niederschlag, den Herzls visionäre Überlegungen gefunden haben. Er sei, so meinte man, ein „Staatsmann ohne Staat" gewesen, der es verstanden hätte, die Massen zu begeistern und ihnen einen Weg zu zeigen.

Herzls Propagierung der Idee eines jüdischen Nationalstaates hat einer „Revolution" den Weg gebahnt, die in der Geschichte der Menschheit ohne Beispiel ist. Die Erkenntnis, daß die räumliche Sammlung, die Befreiung aus dem materiellen und seelischen Druck der Umwelt die einzige Lösung für die Juden als Gesamtheit bedeute, führte zu einer Stärkung des jüdischen Bewußtseins bei einer nicht geringen Anzahl von Juden. Man lernte, wieder aufrecht zu gehen und den Nichtjuden mit erhobenem Haupt und in gleicher Augenhöhe gegenüber zu stehen. Der Zionismus ist deshalb nicht nur als eine Vision anzusehen, sondern auch als das Bemühen um existentielle Selbstbehauptung.

So mancher wurde sich überhaupt erst einmal wieder der Tatsache bewußt – wie Herzl im übrigen selbst – daß er Jude war. Andere, besonders im Ostjudentum, hatten nun eine reale Zielvorstellung vor Augen, der sich ihr ungebrochen vorhandenes Volksbewußtsein zuwenden konnte. Noch zu Herzls Lebzeiten nahmen einige dieser Menschen ihren Weg nach Palästina, begannen dort Sümpfe trockenzulegen und Wüsten zu bewässern – begannen, wie das in der heroischen Sprache des Zionismus jener Jahre hieß, „das Land mit ihrer Hände Arbeit zu gewinnen".

Herzls „praktischer" Verdienst für den Zionismus darf keinesfalls unterschätzt werden. Er war es, der die überall verstreuten kleinen Gruppen Zionsbegeisterter organisierte und ihnen ein Programm gab. Er war es, der den Kongreß als Zentrale einer neuen jüdischen Volkspolitik, die Zionistische Organisation als politischen Rahmen und die Jüdische Kolonialbank als Machtmittel der Bewegung schuf. Alle diese Institutionen haben sich als dauerhafter erwiesen, als manche seiner Zeitgenossen annahmen, die deren Sinn nicht verstanden oder auch deren Vorhandensein grundsätzlich in Frage gestellt haben. Die größte Leistung Herzls aber war, die Zustimmung der wichtigeren Großmächte in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren gewonnen und die zionistische Bewegung zu einer in der politischen Welt bekannten und als Vertreterin des jüdischen Volkes anerkannten Bewegung gemacht zu haben.

Herzl politisch-diplomatische Aktivitäten sind vielfach zu Recht kritisiert worden. Vieles kam anders und manches war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Das Ostafrika-Projekt beispielsweise (Herzl wollte zeitweilig auf dem Gebiet des heutigen Uganda den „Judenstaat" gründen) war ein politischer und taktischer Fehler, denn dieses Vorhaben erwies sich sehr bald als nicht realisierbar und brachte Verwirrung und Spaltung in die zionistische Bewegung. Herzl machte die Erfahrung, daß die jüdischen Massen insbesondere in Osteuropa nur für Palästina zu gewinnen sein würden. Die Gebetsformel „Nächstes Jahr in Jerusalem" war ein Versprechen, das durch nichts anderes ersetzt werden konnte und von Herzl zunächst unterschätzt wurde.

Wenn Theodor Herzl wegen des Scheiterns der Verhandlungen mit dem Deutschen Reich, der Türkei und Ägypten zeitweilig ein anderes Gebiet als Palästina in Erwägung gezogen hat, so zeigt das, wie wenig er dem traditionellen Judentum verbunden war. Er blieb Zeit seines Lebens der assimilierte österreichische Jude deutscher Kultur, der sich aus persönlichem Stolz und aus sozialem Mitgefühl zum verachteten Judentum bekannte. Vielleicht ist das auch der Grund, warum er mit dem Ostafrika-Projekt in Gedanken spielte. Es wußte zwar, daß mit diesem Projekt die „Judenfrage" nicht gelöst werden konnte, meinte aber, es sei notwendig, schnellstens etwas gegen die Judenfeindschaft zu tun – auch wenn dabei, wie er vermutlich geahnt hat, nicht viel herauskommen würde.

Ausschlaggebend für den Entschluß waren aber wohl die Nachrichten von dem Pogrom in Kischinew im April 1903. Es sei nur eine einzige Antwort möglich, schrieb Herzl damals an Freunde, die planvolle Massenauswanderung in ein rechtlich geschütztes Territorium, denn Kischinew sei nicht zu Ende. Die Erkenntnis von der Recht- und Schutzlosigkeit der Juden hatte ihn im Innersten getroffen. Was uns heute betroffen macht, ist etwas anderes als die voraussehbare Verfolgung einer unter Ausnahmerecht und Ghettobedingungen lebenden Minderheit in einem stets von der Revolution und von Pogromen bedrohten Landstrich. Herzl hatte damals um jeden Preis die nach Millionen zählende Bevölkerung der russisch-polnischen Ansiedlungsgebiete retten wollen, in denen sich vierzig Jahre später der organisierte Massenmord abspielte. Das ist ihm nicht gelungen. Tragischerweise.

Wenn Herzl sich in seinen letzten Monaten dem Ziel Palästina schließlich als einzig möglichem anschloß, so hinterläßt dies den Eindruck, als ob propagandistische Rücksichten die ausschlaggebende Rolle gespielt hätten. Die Massen mußten schließlich zur Wanderung bewegt werden. Herzl persönlich war nicht unbedingt für Palästina, er sah aber ein, daß die Juden, die zur Wanderung überhaupt bereit waren, nur für Palästina als Ziel der Wanderung zu überreden waren. Dem fügte er sich. Darin wurde er zudem noch durch die Eindrücke bestärkt, die er aus seiner Palästina-Reise gewonnen hatte. Das Land erschien ihm als „Land der Zukunft". Ein anderes kam für ihn nicht in Frage.

Trotz seines dann doch noch erfolgenden Bekenntnisses zu Palästina hat Herzl aber dennoch an Siedlungsprojekten wie Zypern, der Sinaihalbinsel oder Britisch-Ostafrika als Zwischenlösung für die am meisten notleidenden Juden festgehalten. Die beiden ersten Gebiete konnten dabei noch als Tore auf dem Weg nach Palästina gelten. Ostafrika hingegen war nur eine Notlösung in völlig auswegloser Situation – einer Situation, die paradoxerweise jedoch am Ende zur Anerkennung des jüdischen Volkes und seiner nationalen Bestrebungen durch England führte und letztlich zur Gründung des Staates Israel am 15. Mai 1948.

In seinem Testament hatte Herzl als seine vorläufige Ruhestätte den Döblinger Friedhof am Fuße des Wiener Waldes bestimmt, und zwar so lange, bis das jüdische Volk in der Lage sein würde, seine sterblichen Reste nach Palästina zu überführen. Dort hatte er für sich seine letzte Ruhestätte vorgesehen. Es sollte weniger als ein halbes Jahrhundert dauern, bis diesem Wunsch nachgekommen werden konnte. Herzls Prophezeiung, die er unmittelbar nach dem ersten Kongreß in Basel gemacht hatte, daß der Judenstaat in weniger als 50 Jahren existieren werde, war in Erfüllung gegangen, und zwar zeitlich fast genau der einst gemachten Voraussage entsprechend.

Eine der ersten Handlungen des jungen Staates Israel war es, die Gebeine Herzls von Wien nach Jerusalem zu überführen und 1949 auf dem Mount Zion zu bestatten. Der Grabstein, der ihm dort unter Pinien, Zedern und Zypressen gesetzt wurde, ist ein schlichter, schwarzer Marmorblock. Auf ihm steht in hebräischen Lettern der Name „Theodor Herzl" eingemeißelt.

Der Besucher, der heute seine Schritte über den Herzl-Berg lenkt, ist sich bewußt, daß die letzte Ruhestätte des Begründers der zionistischen Bewegung mehr ist als nur eine x-beliebige Grabstätte. Er spürt, daß er an einem Ort steht, der für Juden in aller Welt eine tiefe symbolische Bedeutung besitzt. Und er erkennt, wenn er seinen Blick vom Herzl-Berg über Jerusalem und die Berge Judäas schweifen läßt, daß Träume nicht unbedingt nur Träume bleiben müssen. Träume können auch Wirklichkeit werden. Die Gründung und die Existenz des Staates Israel sind der Beweis dafür.

Julius H. Schoeps

Das Original dieses Textes wurde für den DIALOG mit Genehmigung des Autors leicht gekürzt.

Jüdische Gemeinde Braunschweig besuchte Halberstadt zur traditionellen Sonntagsführung

Weit über die Landesgrenzen hinaus genießt der allsonntägliche, von der Moses Mendelssohn Akademie organisierte „Gang durch das jüdische Halberstadt“ einen ausgezeichneten Ruf. Am Sonntag, den 13. Juni 2004, besuchte eine fast fünfzigköpfige Gruppe der jüdischen Gemeinde Braunschweig die zahlreichen erhaltenen baulichen Zeugnisse der jüdischen Geschichte in Halberstadt. Jutta Dick, Direktorin der Moses Mendelssohn Akademie, führte die sechs- bis fast 80jährigen Gemeindemitglieder zur Klaussynagoge ebenso wie zu den Resten der Barocksynagoge und durch das Berend Lehmann Museum im Mikwenhaus. Renate Wagner-Redding, Vorsteherin der jüdischen Gemeinde Braunschweig, berichtete, dass jährlich eine derartige Fahrt unternommen werde. „Wir waren in Berlin, Osnabrück und heute nun in Halberstadt. Das spricht doch für den Stellenwert der Stadt und ihrer jüdischen Geschichte.“

Die Führung durch das jüdische Halberstadt beginnt an der Moses Mendelssohn Akademie, Rosenwinkel 18, dauert drei Stunden und kostet pro Person fünf Euro. Um telefonische Voranmeldung unter der Nummer 03941-606710 wird gebeten. Wer am Sonntag im Anschluss an den „Gang durch das jüdische Halberstadt“ eine kulinarische Stärkung braucht, der kann zum entspannten Brunch ins MuseumsKaffee Hirsch, Bakenstraße 57, einkehren. Allen Liebhabern des ausgedehnten Frühstücks werden dann jüdische Spezialitäten wie gehackte Hühnerleber, Piroschki, Bagels in verschiedenen Variationen oder frischer Kuchen serviert.

Foto: MMA

Reise durch das jüdische Sachsen-Anhalt

Vom 3.–5. September 2004 veranstaltet die MMA, gefördert durch die Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt, eine „Reise durch das jüdische Sachsen-Anhalt“.

Die dreitägige Reise führt ausgehend von Halberstadt über Dessau, die Geburtstadt Moses Mendelsohns, und Wörlitz zurück nach Halberstadt. Dabei wird die Geschichte der Juden im deutschsprachigen Raum am Beispiel von Sachsen-Anhalt dargestellt. Darüber hinaus wird auch das gegenwärtige jüdische Leben in der Bundesrepublik Deutschland, die Vermittlung von Grundlagen des Judentums sowie das aktuelle Problem des Antisemitismus betrachtet. Es konnten renommierte Referenten gewonnen werden.

Die „Reise durch das jüdische Sachsen-Anhalt“ ist als Fortbildung für Lehrer des Landes Sachsen-Anhalt für alle Schulformen und Fächer anerkannt.

Im Preis von 50 Euro pro Teilnehmer sind zwei Übernachtungen, Verpflegung sowie Kaffeepausen, Fahrtkosten innerhalb der „Reise“ sowie sämtliche Kosten während der einzelnen Programmpunkte enthalten.

Das vollständige Programm sowie das Anmeldungsformular sind in der MMA unter 03941-606710 erhältlich.

Schnupperwochenende Hebräisch

in der Moses Mendelssohn Akademie vom 01.–03.10.2004

Hebräisch war für die Juden in der Diaspora über Jahrhunderte die Sprache der Religion. Kommuniziert wurde in Jiddisch oder Ladino. Mit der Emanzipation der Juden verbunden wurde zunehmend die jeweilige Landessprache zur „Muttersprache“.

Mit dem Aufkommen des Zionismus gewann das Hebräische als Kommunikationsinstrument wieder an Bedeutung. Als Palästina/Israel das Heimatland jüdischer Immigranten und Hebräisch zur Alltagssprache wurde, musste die Sprache den aktuellen Gegebenheiten angepasst werden. Der israelische Rundfunk veranstaltete in den fünfziger Jahren Wettbewerbe, bei denen Vorschläge für Begriffe für moderne Gegenstände gemacht werden konnten. Heute verbindet das moderne Hebräisch in Israel Menschen mit mehr als 100 Herkunftssprachen.

Der Wochenendkurs an der Moses Mendelssohn Akademie bietet einen Einblick in die Grundstrukturen der hebräischen Sprache und vermittelt erste lexikalische und grammatikalische Basiskenntnisse. Um die Kommunikation unter den Kursteilnehmern zu befördern werden die Mahlzeiten gemeinsam im hauseigenen MuseumsKaffee Hirsch eingenommen.

Der Kurs kostet 85 Euro pro Person. Darin enthalten sind die Lektionen, vier Mahlzeiten, die Kaffeepausen sowie das kulturelle Rahmenprogramm. Hotelübernachtungen vor Ort können organisiert werden.

Dozent ist Roi Shachor, 1976 in Rishon Lezion/Israel geboren. Er hat u.a. schon an der Universität Potsdam Hebräisch (Ulpan-Kurse) unterrichtet. Bereits im Mai 2004 leitete er einen derartigen Sprachkurs in Halberstadt, der für die Teilnehmer sehr erfolgreich verlaufen war und bei dem innerhalb kurzer Zeit beachtliche Lernfortschritte erzielt wurden.

Bitte melden Sie sich telefonisch unter der Nummern 03941-606710.

Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte Halberstadt

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

„Vilne, yidishlekh fartrakht ...“

Die Vilne Diaspora in New York, Israel und Vilnius nach dem Holocaust

Mein Dissertationsprojekt hat seinen Ausgang vor 11 Jahren genommen, als ich in Vilnius Politik und Litauisch studierte und mir nach und nach klar wurde, dass meine neue Wohnung inmitten des ehemaligen jüdischen Viertels lag, und dass der Kindergarten vor meinem Haus an der Stelle stand, an der sich früher der shulhoyf befunden hatte, der mit seinen zahlreichen Synagogen und Betstuben als Zentrum der litvakischen Orthodoxie fungierte. Im Laufe der Jahre traf ich immer wieder aus Zufall Überlebende aus Vilnius/Wilno/Vilne, die ganz unterschiedliche Erinnerungen an die Stadt hatten. Aus dieser Spannung – den Leerstellen im heutigen Vilnius und den Eindrücken seiner ehemaligen jüdischen Bewohner, die verteilt über die gesamte Welt leben, ergab sich schließlich die Fragestellung: Wie erinnern sich die ehemaligen Vilner, die sich nach dem Holocaust an verschiedenen Orten ansiedelten, sowohl kollektiv, innerhalb ihrer Organisationen, als auch individuell an „di alte heym,“ ihre alte Heimat? Es geht dabei folglich um die ortsbezogene Kultur-, Trauer- und Erinnerungspraxis der Vilner in New York, Israel und Vilnius, um das multi within a culture, und nicht um eine Rekonstruktion von Vilne, wie es wirklich war.

Die Vilner shtotshul (auch Große Synagoge) vor dem Krieg, im Vordergrund die Straschun-Bibliothek (Beide Abbildungen aus: L. Ran, Ash fun Yerushalayim deLita, 1959)

Das Forschungsdesign kombiniert die traditionelle historische Quellenanalyse mit Methoden der qualitativen Sozialforschung und der Kulturanthropologie (wie teilnehmende Beobachtung, verschiedene Interviewformen, mental maps, Ortsbegehungen, Bücherschrankanalysen u.a.) sowie Elementen aus der Diskursanalyse.

Der größere theoretische Rahmen, in dem diese empirische Untersuchung angesiedelt ist, bietet Raum für die Diskussion über das kulturelle bzw. kollektive Gedächtnis, wenn es im Zusammenhang mit Migration und Trauma denkt. Auch die Bedeutung von Sprache wird in diesem Zusammenhang untersucht, weshalb die Vilner in New York im Vordergrund stehen, die als einzige der drei Gruppe eine kontinuierliche Kulturarbeit auf Jiddisch betrieben.

Die Arbeit nähert sich nach einer theoretischen Einführung zum kulturellen Gedächtnis und der historischen Skizzierung des jüdischen Vilnius während der Zwischenkriegszeit und der Shoah, auf drei verschiedenen Ebenen der Erinnerungsgeschichte der Vilner Nachkriegsdiaspora an: Zunächst wird auf struktureller Ebene die Migrationsgeschichte der Vilner Juden geschildert – Auswanderungsentscheidungen, Emigrationsrouten, demographische Entwicklung, die politischen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich die jeweiligen Gruppen nach dem Krieg entwickelten, sowie die Etablierung und Zielrichtung der verschiedenen Vilne-Organisationen.

Sh. Kaczerginsky und das Originalmodell des Ghetto Wilna, 1944 nach der Befreiung im Depot des wiedereingerichteten jüdischen Museums in Vilnius

Dem folgen Fallstudien von Lieux de mémoire, anhand deren in die Tiefe gehend kulturelle Topoi analysiert werden, die für die Juden aus Vilnius von besonderer Bedeutung sind. So wird etwa die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Partisanenhymne „Zog nit keynmol az du geyst dem letstn veg!“ als translokales, außerschriftliches Medium untersucht, und davon ausgehend die Bedeutung des jüdischen Widerstands und des Ghetto Wilna im öffentlichen Diskurs nach dem Holocaust. Im Kapitel „I have no cemetery to go to for yortsay!” werden Trauern und Holocaust-Gedenken der Vilner anhand von Friedhöfen, Mahnmalen und der jährlichen Haskore beleuchtet. In einem weiteren Kapitel wird es um die Vilne Ausstellungen und vor allem die Geschichte der Stadtmodelle gehen, die dort eine zentrale Rolle spielen. Schließlich werfe ich einen Blick auf das jüdische Viertel und wie es im heutigen Vilnius verhandelt wird – zwischen Denkmalschutz, Tourismus und Geschichte, zwischen der litauischen Öffentlichkeit und der jüdischen Gemeinde.

Diesen kollektiven Perspektiven auf die vergangene jüdische Dimension der Stadt werden abschließend anhand von vier bis fünf Portraitstudien, die persönlichen Erinnerungen von Überlebenden und ihren Nachkommen entgegengespiegelt, um der Frage nach dem Zusammenhang von individuellem und kollektivem Erinnern nachzugehen.

Anne Lipphardt

Anna Lipphardt, studierte Internationale Beziehungen/ Politikwissenschaft, Litauisch und Jüdische Studien in Vilnius, Potsdam und an der University of Chicago, dort Research Assistant von Prof. Joel Kraemer, Divinity School und 1999 M.A.
Mehrjährige Tätigkeit als Referentin für Öffentlichkeitsarbeit in Bereich Internationale Politik.
Seit April 2001 Stipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs MAKOM an der Universität Potsdam

Der „Tag von Potsdam“ – die andere Seite

Augenzeugenberichte aus dem KZ Oranienburg, neu herausgegeben vom Verlag für Berlin-Brandenburg

Am 30. Januar 1933 wurde Hitler zum Reichskanzler ernannt. Sieben Wochen danach – am 21. März 1933 – eröffneten am so genannten *Tag von Potsdam* Hindenburg und Hitler mit einer Feier in der Garnisonkirche den neuen Reichstag. Am selben Tag entstand in der brandenburgischen Kleinstadt Oranienburg, die von Potsdam aus in zwei Stunden mit der S-Bahn erreichbar ist, das erste Konzentrationslager Preußens. Zu den ersten hier Inhaftierten gehörten neben Kommunisten und Sozialdemokraten – unter ihnen viele Reichstags- bzw. Landtagsabgeordnete – ebenso linke Intellektuelle, aber auch Mitglieder bürgerlicher Parteien sowie Menschen, die wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgt wurden.

Gerhart Seger, Mitglied des Reichstages

Vor genau 70 Jahren erschienen die Berichte zweier Zeitzeugen über ihre Inhaftierung im KZ Oranienburg, die beide unmittelbar nach ihrer geglückten Flucht in die Tschechoslowakei aufgeschrieben hatten.

Der erste Bericht stammt von Gerhart Seger, der zweite von Max Abraham.

Seger, der vom 14. Juni bis zu seiner Flucht am 4. Dezember 1933 in Oranienburg inhaftiert war, veröffentlichte seine Schrift unter dem Titel *Oranienburg. Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten* 1934. Abraham nannte seinen ebenfalls 1934 veröffentlichten Zeitzeugenbericht *Juda verrecke. Ein Rabbiner im Konzentrationslager*. Er war am 27. Juni 1933 nach Oranienburg gekommen, war von dort am 7. September nach Papenburg transportiert worden und überlebte weitere KZ-Lager, ehe auch er aus Deutschland flüchten konnte.

Gerhart Seger (geb. 16.11.1896 Leipzig, gest. 21.1.1967 New York) entstammte einer sozialdemokratischen Familie. Noch während des Ersten Weltkrieges, an dem er als Frontsoldat teilnahm, trat er in die SPD ein. Nach Tätigkeiten bei mehreren Zeitungen als Redakteur und aktiver Kämpfer gegen den Militarismus (er war von 1923 bis 1928 Generalsekretär der *Deutschen Friedensgesellschaft*) wurde er 1930 in den Reichstag gewählt. Als vehementer Kritiker Hitlers, dessen Ausweisung er 1932 forderte, wurde er bereits am 12. März 1933 unter Verletzung seiner Abgeordnetenimmunität in Dessau verhaftet, von wo aus er am 14. Juni 1933 in das KZ Oranienburg eingeliefert wurde.

Max Abraham (geb. 25.4.1904, Todesdatum unbekannt) stammte aus einer sehr religiösen Familien aus Posen. Er erhielt an der Lehrerausbildungsanstalt in Würzburg seine Ausbildung zum Lehrer und Prediger. Diese Tätigkeit versah er seit Ende der 1920er Jahre in der kleinen jüdischen Gemeinde in Rathenow, nordöstlich von Berlin an der Bahnstrecke nach Hamburg gelegen. Er trat aktiv gegen antisemitische Propaganda ein und war Mitglied der SPD. Am Abend des 26. Juni 1933 wurde er in Rathenow von einem SA-Mann überfallen, anschließend verhaftet und am 27. Juni mit anderen Gefangenen in das KZ Oranienburg gebracht. Im November 1933 wurde er in Rathenow angeklagt, den SA-Mann überfallen zu haben, und zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten verurteilt, die er im März 1934 in Plötzensee antreten sollte. Er floh – nach den Erfahrungen seines sechsmonatigen Aufenthalts in mehreren KZ – in die Tschechoslowakei. Von dort gelang ihm 1939 in letzter Minute die Flucht nach England, wo er in der Emigrantengemeinde ein aktives Vorstandsmitglied war.

Fotografie einer Bar Mitzwa-Feier 1931 in Rathenow. Das Kreuz bezeichnet Max Abraham.

Während der Bericht von Gerhart Seger nach dem Zweiten Weltkrieg nochmals veröffentlicht wurde, ist der von Max Abraham nur noch in einigen wenigen Exemplaren in Bibliotheken verfügbar.

Mit der Zurverfügungstellung beider Texte sollen Anregungen gegeben werden, sich eingehender mit den Ereignissen in den ersten Wochen und Monaten nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten zu beschäftigen.

Die Schilderungen sind auch insofern wichtig, als dadurch den in den Akten überlieferten Mitteilungen und Schriftwechsel aus der Sicht der Täter diejenige der Verfolgten und Inhaftierten entgegengesetzt werden. Dabei ist vor allem auch interessant, dass die verfassten Texte zum einen die Sicht eines aus politischen und zum anderen die eines aus religiösen oder wie es in der NS-Terminologie hieß, *rassischen* Gründen Verfolgten wiedergibt. Sie stehen als wichtige Zeitzeugnisse dafür, mit welcher Brutalität und mit welchem Zynismus das NS-Regime sofort nach dem 30. Januar 1933 daran ging, sein Programm umzusetzen.

Den Berichten ist ein Glossar sowie ein kommentiertes Personenverzeichnis angefügt worden. Ein Bildteil ergänzt die Schilderungen.

Neben den Erlebnisberichten von Hans Beimler und Willi Bredel dienten die Schilderungen von Gerhart Seger Anna Seghers als Stoff für ihren Roman *Das siebte Kreuz*, den sie 1937 im französischen Exil beendete. Der Roman wurde bereits 1944 in den USA verfilmt.

Konzentrationslager Oranienburg. Augenzeugenberichte aus dem Jahre 1933. Gerhart Seger, Reichstagsabgeordneter der SPD. Max Abraham, Prediger aus Rathenow, neu herausgegeben von Irene A. Diekmann und Klaus Wettig, Verlag für Berlin-Brandenburg: Potsdam 2004, 191 Seiten, 14,80 Euro, ISBN-Nr. 3-935035-51-9

Beide Abbildungen auf dieser Seite wurden diesem Band (S. 98 bzw. 105) entnommen.

Die Letzte ihrer Epoche

Zum Tod der Historikerin Marianne Awerbuch, Mitglied im Beirat des Moses Mendelssohn Zentrums

Es gibt nicht mehr viele Menschen ihrer Art in unserem Land. Die Berliner Historikerin Marianne Awerbuch war eine der letzten Repräsentanten des deutschen Judentums, so, wie wir es heute meist nur noch aus Büchern kennen. In Berlin geboren und aufgewachsen, nahm sie all das Große und Schöne der Weimarer Zeit auf und bewahrte es sich – trotz der düsteren zwölf Jahre, die ihr Leben verändern sollten.

Bis zu ihrem Tod verkörperte sie das, wofür eine bestimmte Schicht der deutschen Juden stand, die Hitler vertreiben und vernichten ließ: die Überzeugung, dass „Jüdischsein“ nicht „Fremdsein“ bedeutet. Für sie bildeten die Worte „jüdisch“ und „deutsch“ keine Gegensätze, sondern gehörten zusammen, ja, ließen sich selbst durch Hitler und die Judenvernichtung nicht auseinander reißen. Mit Patriotismus hatte das nichts zu tunw, auch nichts mit Verdrängen. Im Gegenteil: Gerade in ihren letzten Jahren lugten die Geister der Vergangenheit immer brutaler hervor und ließen Marianne Awerbuch, die Vater und Mutter in Auschwitz verloren hatte, nicht mehr los. Vielmehr war Awerbuch nicht bereit, das aufzugeben, was sie in ihrem durch und durch bürgerlichen Elternhaus erlebt und erfahren hatte. Für sie fühlten sich die Juden bis 1933 nicht als Deutsche. Sie waren es einfach. Nicht mehr und nicht weniger.

Diese Überzeugung stand im Mittelpunkt ihrer Gedankenwelt, auch wenn sie in der Öffentlichkeit selten darüber sprach. Neben der Frage, wie es zu der Katastrophe kommen konnte, wurde diese Ansicht zum Motor ihrer wissenschaftlichen Arbeit in Deutschland. Seit ihrer Rückkehr aus Israel im Jahr 1966 versuchte sie an die Traditionen der „Wissenschaften des Judentums“ anzuknüpfen, das heißt ihren Schülern und Lesern das lebendige, sich weiter entwickelnde Judentum als eine Wissenschaft nahe zu bringen, die nichts mit Mystik und rabbinischer Gelehrsamkeit zu tun hat. Mit äußerster Entschlossenheit stritt Marianne Awerbuch gegen alle Tendenzen, das Judentum in ein mystisches Phänomen zu verwandeln und es dadurch exotisch zu machen, so, wie es viele ihrer Kollegen gutmütig und in ahnungsloser Verehrung gegenüber Gershom Scholem lehren.

Kaum einer wagte ihr zu widersprechen. Wie eine Schwimmerin in die Flut warf sie sich gleichsam mit einem Ruck in Diskussionen und ließ Hieb auf Hieb niederprasseln. Ihre Kampfeslust, der Wechsel aus scharfen und verzuckerten Bosheiten, vor allem aber ihr schier atemberaubender Reichtum an Wissen ließen die Gegner schnell verstummen. Überhaupt ihre Bildung! Anders als die meisten in Deutschland lehrenden Professoren für jüdische Geschichte sprach Marianne Awerbuch nicht nur fließend Hebräisch, sie hatte alle maßgeblichen Quellen von der Bibel an im Original studiert. Noch in ihren späten achtziger Jahren zitierte sie ganze Passagen Jesajas frei und aus dem Stegreif.

Auch wenn das Institut für Judaistik schon vor ihrer Rückkehr nach Berlin existierte, kann sie als seine eigentliche Gründerin gelten. Generationen von Geschichtsstudenten gab sie ihr Wissen und ihr Sichtweise vom Judentum mit. Mehr als das: Als eine der maßgeblichen Mentoren der großen Berliner Ausstellung „Jüdische Lebenswelten“ sorgte sie 1992 dafür, dass sich den Hunderttausenden von Besuchern das Judentum in seiner Vielfalt erschloss und eben nicht als monolithische Einheit dargestellt wurde, so, wie es Hitler und seine Schergen den Deutschen nicht ohne Erfolg einzuhämmern versucht hatten.

„Die Juden in Deutschland waren Deutsche, die äthiopischen Juden Äthiopier. Das sollten alle lernen.“ Genau darum ging es ihr. Genau aus diesem Grund lehnte sie den Bau des jüdischen Museums ab. Nach ihrem Verständnis trieb er die Juden erneut in eine Sonderrolle. „Schließlich gibt es auch kein katholisches Museum.“ Libeskinds Architektur fand in ihren Augen ebenfalls keine Gnade: „Ein Weltanschauungsbau. Als ob sich jüdische Geschichte nur durch den Blick auf Auschwitz betrachten ließe.“

Es war diese Offenheit, diese angriffsfreudige Unabhängigkeit und das unbestechliche, auf Wissen beruhende Urteil Awerbuchs, das die Debatte bereicherte. Sie ist nun um eine gewichtige Stimme ärmer geworden.

Marianne Awerbuch, geboren am 20. Juni 1917 in Berlin, dort gestorben am 6. Juni 2004.

Jacques Schuster

Der Autor dieses Nachrufes, Jahrgang 1965, ist Ressortleiter Außenpolitik bei der Tageszeitung „Die Welt“. Der Nachruf erschien am 17. Juni 2004 in gekürzter Fassung in der Zeitung „Jüdische Allgemeine“.

Impressum

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
Internet: www.mmz-potsdam.de
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

MOSES MENDELSSOHN STIFTUNG
DIALOG
Heft 24 – Erlangen/Potsdam 3/2004

Die Mendelssohns als Sammler, Kunstliebhaber und Mäzene

Auszug aus der Rede zum 275. Geburtstag von Moses Mendelssohn und zur Gründung der „Moses Mendelssohn-Stiftung“ am 6. 9. 2004

Meine Damen und Herren,

die Stiftung, die wir Ihnen heute Abend anlässlich des 275. Geburtstages des Berliner Philosophen und Schriftstellers Moses Mendelssohn vorstellen, ist nach dem Mann benannt worden, der vielfach mit dem griechischen Denker Sokrates verglichen wurde. Abwegig ist das nicht. Denn wie Sokrates litt auch Mendelssohn unter der Unwissenheit seiner Umgebungsgesellschaft, wie Sokrates hatte auch er Bosheit, Neid und Verleumdungen seiner Gegner zu ertragen.

Foto: T. Barniske

Moses Mendelssohn, zweifellos eine außergewöhnliche Persönlichkeit, hat sich nicht durch die Unannehmlichkeiten, auf die er stieß, entmutigen lassen. Nicht wenige seiner Zeitgenossen bewunderten ihn wegen seines angenehmen Auftretens aber auch wegen seines Witzes und seiner sprichwörtlichen Schlagfertigkeit. Als beispielsweise einmal ein junger Lieutnant ihn auf der Strasse anschnarrte: „Womit handelt er, Jude?“ entgegnete ihm Mendelssohn: „Mit etwas, was sie brauchen können – mit Verstand“. Ob diese Begebenheit sich tatsächlich so zugetragen hat, wie sie kolportiert wird, ist umstritten. Aber, wie wir wissen, haben manche Geschichten, gleichgültig ob sie stimmen oder nicht, schon dadurch, wie sie erzählt werden, ihren eigenen Reiz und ihre eigene Überzeugungskraft.

Viel erzählt wird auch eine andere Episode, die sich in einer Berliner Abendgesellschaft zugetragen haben soll. Probst Wilhelm Abraham Teller (1734–1804) fühlte sich durch Mendelssohns Kontroverse mit Lavater (dieser wollte Mendelssohn bekanntlich davon überzeugen, dass nicht das Judentum, sondern das Christentum die bessere Religion sei) veranlasst, sich an diesen mit der spöttischen Anfrage in Versform zu wenden:

An Gott den Vater, glaubt ihr schon,
So glaubt doch auch an Gott den Sohn.
Ihr pflegt doch sonst bei Vaters Leben
Dem Sohne schon Kredit zu geben.

Mendelssohn, spürend, dass Probst Teller ihn mit dieser Anfrage vorführen wollte, zögerte nicht lange mit seiner Antwort und entgegnete schlagfertig:

Wie sollen wir Kredit ihm geben,
Wird doch der Vater ewig leben.

Moses Mendelssohn und seine Nachkommen waren sich sehr wohl bewusst, dass sie ihren gesellschaftlichen und beruflichen Aufstieg auch der Umgebungsgesellschaft zu verdanken hatten, die ihnen diesen erst ermöglicht hatte. Sie haben sich dafür revanchiert. Abraham Mendelssohn (1776–1835) beispielsweise, der Vater des berühmten Komponisten, der mit seinem Bruder Josef (1770–1848) das Bankhaus Mendelssohn & Co gründete, das bis 1938 existierte und dann arisiert wurde, war der Erste der Mendelssohns, der mäzenatisch aktiv wurde. In seinem Fall war es die Schenkung einer Reihe von Johann Sebastian Bach-Musikautographen, die an die Berliner Sing-Akademie gingen. Die Geste war ein Dank an Berlin und die Berliner und hatte zweifellos eine tiefe symbolische Bedeutung.

Fortsetzung auf S. 2

Editorial

Anlässlich des 275. Geburtstages des Philosophen und Schriftstellers Moses Mendelssohn (1729–1786) am 6. September 2004 wurde die Unternehmensgruppe Frankonia-GBI [www.frankonia-immo.de] in eine gemeinnützige Stiftung überführt worden. Die Stiftung [www.moses-mendelssohn-stiftung.de], die Hauptgesellschafter der Unternehmensgruppe ist, wird künftig aus den Erträgen ihrer Unternehmensbeteiligungen wissenschaftliche und kulturelle Projekte fördern, die der Verbreitung von Aufklärung, Vernunft und Toleranz in Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft dienen. Die von Mendelssohn-Nachkommen gegründete Stiftung, geleitet von Professor Dr. Julius H. Schoeps, wird künftig sowohl eng mit dem Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien in Potsdam als auch mit der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt zusammenarbeiten. Der „Dialog“, der die Freunde und Förderer über die Aktivitäten von Stiftung, Zentrum und Akademie berichtet, wird künftig von der Stiftung herausgegeben

Redaktion

Fortsetzung von S. 1

Paul Mendelssohn Bartholdy, der Sohn Abrahams, ist vielleicht nicht so bedeutend wie sein Vater. Aber auch er hat sich Meriten erworben, einmal durch seine Tätigkeiten als Banker, zu anderen vor allem aber dadurch, dass er sich um den kompositorischen Nachlass seines Bruder, Felix Mendelssohn Bartholdy, kümmerte. Paul Mendelssohn Bartholdy hat aber nicht nur das ihm Anvertraute seines Bruders Felix zusammengehalten, sondern hat auch selbst eine bedeutende Gemäldesammlung aufgebaut. Diese Sammlung, so besagen die Akten, umfasste insgesamt 31 Bilder, darunter Werke von Karl Blechen, Karl Begas und Eugène Delacroix. Sie hingen im Mendelssohn'schen Haus in der Jägerstrasse 51. Wo die Bilder abgeblieben sind, wissen wir nicht.

Nach dem Tod Paul Mendelssohn Bartholdys haben die Kinder und Enkel des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy 1878 den kompositorischen Nachlass ihres Vaters bzw. Großvaters dem Preußischen Fiskus gestiftet gegen die Verpflichtung der Schaffung eines Stipendiums aus Haushaltsmitteln zur „Ausbildung befähigter und strebsamer Musiker ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Religion und der Nationalität". Die Stiftung, zu der weitere Zustiftungen hinzukamen, existierte bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Dann wurde sie sistiert. 1963 wurde das Stipendium zu neuem Leben erweckt durch die Errichtung des Felix Mendelssohn Bartholdy-Preises, den die Stiftung Preußischer Kulturbesitz seitdem jährlich verleiht. [...]

Die stetige Aufwärtsentwicklung des Bankhauses und der Familiensinn der Mendelssohns führten 1868 zur Gründung der „Moses Mendelssohn'schen Familien-Stiftung", die bis in die Zeit des Nationalsozialismus existierte. Die Stiftung, für alle ehelichen Nachkommen Moses Mendelssohns bestimmt, hatte den Zweck, den Nachkommen, die der Unterstützung bedürftig waren, eine solche zu gewähren. In den Bestimmungen war genau ausgeführt, wie das auszusehen hatte. Stipendien für Studierende beispielsweise durften nicht länger als für sechs Jahre vergeben werden. Diese Beschränkung war für die Stipendiaten Ansporn und Mahnung zugleich.

In der Kaiserzeit waren die Mendelssohns aus der Kunstförderung der Reichshauptstadt nicht mehr hinwegzudenken. Ernst von Mendelssohn-Bartholdy, Mitinhaber von Mendelssohn & Co und Mitglied des Herrenhauses, brachte zusammen mit seinem Vetter Robert Mendelssohn, Hugo Oppenheim und Eduard Arnold die Mittel auf, damit Edouard Manets berühmtes Bild „Im Wintergarten" durch Hugo von Tschudi angekauft werden konnte. Heute ist das Bild eines der Aushängeschilder der Berliner Nationalgalerie. [...]

Ernst von Mendelssohn-Bartoldy war zweifellos einer der bedeutendsten Mäzene seiner Zeit. 1885, anlässlich des bevorstehenden 100. Todestages seines Urgroßvaters, überreichte er beispielsweise der Stadt eine nennenswerte Summe zur Unterstützung der „verschämten Armen Berlins ohne Unterschied der Confession". Dem Kaiser wiederum erfüllte er einen ganz persönlichen Wunsch. Er ließ diesem eine großzügige Spende zukommen, mit der der Bau eines Genesungsheimes für Offiziere in Königstein im Taunus realisiert werden konnte.

Als die wohl größte mäzenatische Geste Ernst von Mendelssohn-Bartoldy gilt das Geschenk einer Musikautographensammlung aus dem Besitz seines Vaters, die er 1908 der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek überließ. Die Sammlung, die u.a. drei Sinfonien von Beethoven, vier der bedeutendesten Sinfonien Haydns und Mozarts „Entführung aus dem Serail" enthielt, gilt bis heute als die wertvollste Stiftung, die je einer Bibliothek gemacht worden ist.

Dahinter zurückstehen sollte allerdings nicht eine andere mäzenatische Großtat, für die Ernst von Mendelssohn-Bartholdy seiner Zeit besonders gerühmt wurde. 1906 schenkte er Wilhelm II. anlässlich von dessen Silberhochzeit die Villa Falconieri im italienischen Frascati und dazu noch das Kapital von 200.000 Mark, um die Villa als Erholungsheim für deutsche Künstler und Gelehrte herzurichten. [...]

Ernst von Mendelssohn-Bartholdy starb am 25. Dezember 1909 und konnte deshalb die Eröffnung und die Aufnahme des Betriebes der Villa Falconieri nicht mehr miterleben. Sicherlich hätte er sich gegrämt, denn er hätte zur Kenntnis nehmen müssen, dass wenige Jahre später im Zuge des Versailler Vertrages die Villa vom italienischen Staat entschädigungslos enteignet wurde. Es hat lange juristische Streitereien um die Rechtmäßigkeit dieser Enteignung gegeben, die aber zu nichts führten. Die Villa ist heute im Besitz des italienischen Staates.

Ebenfalls als Mäzen, mehr aber noch als Sammler, tat sich Paul von Mendelssohn Bartholdy hervor, der Sohn Ernst von Mendelssohn-Bartholdys. Wie sein Vater war Paul Mitinhaber von Mendelssohn & Co., Mitglied des Preußischen Herrenhauses und Königlich Dänischer Generalkonsul. Die von ihm zusammengetragene van Gogh-Sammlung war legendär. Erst heute fangen wir an zu wissen, was sich an Kunstwerken in seinem Besitz fand, so u.a. eines der berühmten Sonnenblumen-Bilder, das vom Auktionshaus Sothebys Ende der 80er Jahre für 28 Millionen Pfund versteigert wurde und heute unter dem Namen „Yasuda-Sunflower" Eigentum einer japanischen Versicherung ist.

Auch Pablo Picassos berühmter „Junge mit der Pfeife", der kürzlich bei Sothebys für die Rekordsumme von 108 Millionen Dollar einen neuen Besitzer fand, gehörte einst Paul von Mendelssohn-Bartholdy. Das allein schon beweist, dass Paul von Mendelssohn-Bartholdy nicht nur ein profunder Kunstkenner, sondern auch ein leidenschaftlicher Kunstsammler war. Als er 1935 starb, ging mit ihm und seinem Vetter Franz von Mendelssohn, dessen Ableben im gleichen Jahr beklagt wurde, ein Kapitel deutsch-jüdischer Geschichte und Kultur unwiderruflich zu Ende.

An die Mendelssohns und die Mendelssohn-Bartholdys erinnert in Berlin heute kaum noch etwas. Dort, wo einst Paul von Mendelssohn-Bartholdys Stadtpalais in der Ahlsenstrasse stand, steht heute das Bundeskanzleramt und ist das neue Regierungsviertel im Entstehen. Dass hier einmal ein nach Pariser Vorbild von dem Architekten Bruno Paul erbautes dreiflügliges Palais stand, ist kaum noch jemandem bewusst. Weder gibt es darauf einen Hinweis, geschweige denn eine Plakette, die auf die frühere Bebauung aufmerksam machen würde.

Das den Mendelssohn-Bartholdys einst gehörende Schloss Börnicke vor den Toren Berlins existiert zwar noch, befindet sich heute aber in einem ausgesprochen jämmerlichen Zustand. Der gegenwärtige Zustand des Gebäudes, in dem die Familie bis in die dreißiger Jahre großbürgerlich residierte, erinnert nur noch entfernt an die einstige Pracht. [...]

Die Moses Mendelssohn-Stiftung, die wir heute der Öffentlichkeit vorstellen, will an die einstigen Familientraditionen anknüpfen. Die von uns, meinem Bruder und mir, zwei Mendelssohn-Nachkommen, gegründete gemeinnützige Stiftung fühlt sich den Ideen des großen „Weltweisen" verpflichtet und wird künftig bemüht sein, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, Projekte zu fördern, die der Verbreitung von Aufklärung, Vernunft und Toleranz in Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft dienen.

Die Stiftung wird künftig eng sowohl mit dem Moses Mendelssohn Zentrum in Potsdam und der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt zusammen arbeiten. Die Einrichtungen, beide nach der Vereinigung 1992 und 1994 entstanden, sind nach Satzung und Programm gehalten, Aktivitäten im Geiste Moses Mendelssohns zu entwickeln vor allem in den neuen Bundesländern.

Die Moses Mendelssohn-Stiftung soll künftig durch weitere Zustiftungen in die Lage versetzt werden, ihre Aktivitäten auszuweiten. So ist seitens der Stiftung u.a. daran gedacht, das Projekt einer „Fakultät für Jüdische Studien" im Raum Berlin/Brandenburg zu unterstützen. Eine solche Fakultät, eventuell angedockt an die Universität Potsdam oder als privatrechtliche Stiftung gegründet, könnte anknüpfen an die Aktivitäten der von den Nazis am 19. Juli 1942 geschlossenen „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums". Wir wissen, dass das kein ganz einfach zu realisierendes Unternehmen ist. Dennoch hoffen wir, dass genügend Verbündete in Politik, Verwaltung und Wissenschaft zu finden sind, damit aus der Vision Wirklichkeit werden kann.

Wie schrieb doch Moses Mendelssohn 1781 unter der Überschrift *Bestimmung des Menschen* in ein ihm vorgelegtes Stammbuch: *Wahrheit erkennen,/ Schönheit lieben,/Gutes wollen, das Beste thun.* An dieser Mendelssohnschen Maxime wird sich die Arbeit der Stiftung künftig orientieren.

Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Die Halberstädter Mikwe

Eine Attraktion zum Tag des offenen Denkmals

„Wasser“ war das Thema des diesjährigen „Tags des offenen Denkmals“ am 12. September. Neben dem ehemaligen Städtischen Hallenbad und einer Wassermühle gehörte das Berend Lehmann Museum im Mikwenhaus Judenstraße 25/26 zu den Orten, die Besuchern den ganzen Sonntag offenstanden. Mehrere Hundert Besucher nutzten die stündlich angebotenen Erläuterungen zur Mikwe.

Wörtlich übersetzt bedeutet Mikwe „Wasseransammlung“. In den Schriften der Rabbinen bezeichnet es jedoch ein rituelles Tauchbad, das den Zustand von Menschen und Geräten vom kultisch Unreinen zum Reinen verändert. Die Mikwe gehört neben Synagoge und Friedhof bis heute zu den unabdingbaren Einrichtungen einer jüdischen Gemeinde. Die Bestimmungen zur Nutzung der Mikwe finden sich im jüdischen Religionsgesetz, in der Halacha. Dort wird das Untertauchen des ganzen Körpers in „lebendigem Wasser“, also in Grundwasser, gesammeltem Regenwasser, einer Quelle, einem Fluß oder im Meer vorgeschrieben.

Viele Vorschriften zur Mikwe bezogen sich auf den Dienst im Tempel zu Jerusalem. Mit dessen Zerstörung verloren sie ihre Bedeutung. Seitdem wird den Männern das Tauchbad nur empfohlen, z. B. vor dem Schabbat und den Feiertagen. Strenge Vorschriften gelten dagegen bis heute für Frauen. Das jüdische Religionsgesetz fordert das Tauchbad erstmals vor der Hochzeit, danach nach jeder Menstruation und nach einer Geburt. Ehelicher Verkehr während der Menstruation bis zum Bad in der Mikwe ist verboten.

Die körperliche Reinigung wird ausdrücklich als Voraussetzung für das Tauchbad gefordert, rituell reinigen kann man sich jedoch nur in „lebendigem Wasser“, in der Mikwe.

Die Mikwe in der Halberstädter Judenstraße gehörte zu der heute zerstörten barocken Gemeindesynagoge, die 1712 eingeweiht wurde. Die Mikwe ist nach Ansicht der Restauratoren allerdings schon mit der Erbauung der Reihenfachwerkhäuser im 16. Jahrhundert entstanden. Von dieser frühen Mikwe zeugen allerdings nur noch wenige Spuren.

Die Reste des baulichen Zustandes, den der Besucher heute sieht, gehen auf eine Modernisierung im späten 19. Jahrhundert zurück. Nachdem die Unternehmerfamilie Hirsch die barocke Gemeindesynagoge renoviert und um eine Eingangshalle erweitert hatte, ließ sie die Mikwe auf den modernsten technischen Stand bringen. Zur Körperreinigung wurden Kabinen mit Badewannen eingebaut, es wurde eine Heizung installiert, und ein kompliziertes System machte es möglich, auch das Wasser im eigentlichen rituellen Tauchbecken zu erwärmen. Erhaltene Bauakten erlauben Einblick in die Technik. Um die Räume großzügig zu gestalten und ihnen den Nimbus des Kellers zu nehmen, wurde die Kellerdecke herausgenommen, und es wurden Kreuzgewölbe errichtet, die den Erdgeschoßraum einnahmen. Fotografien der Innenräume der Mikwe, die in den zwanziger Jahren der Halberstädter Fotograf Samuel Alagjem angefertigt hatte, dokumentieren die aufwendige Gestaltung.

Während der Verfolgung der Juden trat die Funktion als Ritualbad in den Hintergrund. Es war den Juden verboten, die städtische Badeanstalt zu besuchen. Da die armen Juden, die in der Unterstadt lebten, aber keine eigenen Bäder hatten, bekam die Mikwe vorrangig die Funktion einer tatsächlichen Badeanstalt und Zeitzeugen berichten, dass in dieser Zeit, häufig ein Schild mitteilte, es sei wegen „Überfüllung“ geschlossen.

Die Mikwe blieb bis 1954 unangetastet in der Judenstraße 26. Dann wurden zur Gewinnung von Wohnraum die technischen Anlagen herausgerissen, und das Tauchbecken wurde verfüllt. 2001 wurde im Rahmen der Entstehung des Berend Lehmann Museums das Tauchbecken wiederhergestellt, und es konnten Wand- und Bodenfliesen freigelegt werden. Noch heute wird das Tauchbecken von „lebendigem Wasser“ gespeist, von Grundwasser.

Laut Zeitzeugenberichten soll sich im Bereich zwischen der Gemeindesynagoge und dem Mikwenhaus im Außenbereich eine überdachte Mikwe zum Geschirrtauchen befunden haben. Bisher konnte diese noch nicht freigelegt werden. Im gleichen Bereich wurde bei der Restaurierung des Kantorhauses, dessen Torweg den Hauptzugang zur Barocksynagoge bildete, eine einfache, aus Steinen gefügte Kellermikwe aus dem 18. Jahrhundert gefunden.

Jutta Dick

Termine

Vorträge

Dienstag, 2. November 2004
19.30 Uhr in der Klaussynagoge Rosenwinkel 18
Prof. Dr. Yogi Meier:
Die jüdische Jugendbewegung

Montag, 8. November 2004
in Kooperation mit der Fachhochschule Harz
Hannes Heer:
Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei

Illuminierte Höfe in Halberstadt

Die Moses Mendelssohn Akademie beteiligt sich 2004 zum ersten Mal an den „Illuminierten Höfen“ in der Halberstädter Altstadt. Am ersten Adventswochenende, 27./28. November, präsentieren sich in den Innenhöfen der Fachwerkhäuser Kunsthandwerker, Aktionen, und es gibt kulinarische Spezialitäten. Die MMA wird in den Tordurchgängen Bakenstrasse und Judenstrasse zeitlich nah zu Chanukka – natürlich – Latkes und Sufganjot anbieten. Eine Halberstädter Keramikerin, Anna Weihe, präsentiert ihre Ideen zu Chanukkaleuchtern und Kidduschbechern, das Benediktinerkloster Huysburg bietet Klosterprodukte an, die Papierwerkstatt der Behindertenwerkstätten der Diakonie entwickelt in Verbindung mit der MMA u.a. Notizbücher, und wird sich vieles mehr finden.

Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte Halberstadt

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

Juden in Berlin – ein biografisches Lexikon

Die Geschichte jüdischen Lebens in Berlin lässt sich auf unterschiedliche Weise erzählen. Chronologisch dargestellt, von den ersten jüdischen Ansiedlungen im 13. Jahrhundert bis zur Neukonstituierung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin nach der Shoa, wird sie in dem 2001 von Andreas Nachama, Julius H. Schoeps und Hermann Simon im Berliner Henschel Verlag herausgegebenen Buch „Juden in Berlin". Ergänzend dazu erscheint im Frühjahr 2005 ein zweiter Band mit ca. 1.500 Kurzbiografien, die zeigen, dass die wechselvolle Geschichte deutsch-jüdischen Zusammenlebens in der Großstadt Berlin auch an den Schicksalen einzelner ablesbar ist. Das Buch entstand innerhalb eines Projektes des Moses Mendelsohn Zentrum. Über zwei Semester waren angehende Wissenschaftlerinnen angehalten, zu forschen und zu recherchieren. Hinzu kamen Spezialisten, wie der Medizinhistoriker Friedrich Wilhelm Kielhorn, die Biografien aus ihrem jeweiligen Fachgebiet besteuerten. Unterstützung fand das Projekt u.a. bei Frau Schwichtenberg vom Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz und bei Frau Gauding vom Archiv des Centrum Judaicum.

Der älteste Eintrag des Lexikons gilt dem Münzmeister Lippold, der, zunächst vom Hofe hochgeschätzt, nach dem plötzlichen Tod des Kurfürsten plötzlich unter Mordverdacht geriet und 1573 öffentlich gerädert und gevierteilt wurde. Mit ihm wurde die gesamte Judenschaft der Mark Brandenburg verurteilt, denn alle Juden mussten das Land verlassen. Auch die jüngsten Einträge berichten von Ermordung und Vertreibung. So wurde die im Sommer 2004 im Alter von 98 Jahren verstorbene Fotografin Ellen Auerbach während der Shoa ins Exil getrieben. Andere, wie der ebenfalls erst kürzlich verstorbene Kommunist Max Kahane kehrten nach 1945 zurück.

Für die Auswahl der Biografien gab es drei Kriterien: Zum einen sollte ein eindeutiger Berlinbezug vorliegen, zum anderen wurden nur posthume Biografien aufgenommen. Das dritte Kriterium ist nur scheinbar selbstverständlich: Ein jüdisches Personenlexikon bedarf einer Definition, wer als *jüdisch* gilt. Das innerreligiöse Kriterium der Halacha nennt als Voraussetzung eine jüdische Mutter. Für das subjektive Selbstverständnis muss dies aber nicht unbedingt eine Rolle spielen. Die Nationalsozialisten zwangen vielen Menschen *jüdisch* als Fremddefinition auf, in der Absicht sie auszugrenzen und durch die sogenannte *Endlösung* generalstabsmäßig zu ermorden. Angesichts dessen entschieden sich die Autoren und Autorinnen, Biografien dann aufzunehmen, wenn die *jüdische* Zuschreibung – ob aus religiösem Kontext oder nichtjüdischer Stigmatisierung – in dem jeweiligen Schicksal oder in der Rezeption des Werkes eines Menschen eine Rolle gespielt hat. Deshalb fehlt weder Felix Mendelssohn Bartholdy, der als Kind getauft wurde, doch aus der weit verzweigten Familie der Mendelssohns stammt, noch Ernst von Simon, der Enkel eines getauften Juden, der von den Nationalsozialisten wegen seines Großvaters aus dem Amt vertrieben wurde. Ebenso wurden Menschen aufgenommen, die zum jüdischen Glauben konvertiert sind, wie die Frau von Martin Buber, Paula Winkler. Ein weiteres Anliegen der Autoren war es, die ganze Bandbreite des Wirkens von Menschen jüdischer Abstammung in der Stadt Berlin aufzuzeigen. Gegen die nach wie vor herrschende Stereotypisierung, Juden seien qua Geburt entweder Künstler oder Bankiers, anzuschreiben, hieß vor allem weniger bekannte Schicksale zu recherchieren. Die Quellenlage zu berühmten Architekten, Schauspieler, Philosophen und auch Firmengründern ist, da sie im Licht der Öffentlichkeit stehen, viel ergiebiger, als die über Hausierer, Fabrikarbeiter und Angestellte, die aber zahlenmäßig sehr viel größer sind. Gegen das Missverhältnis von öffentlicher Wahrnehmung und tatsächlicher Teilhabe an gesellschaftlichen Gruppen kann ein Personenlexikon, das mehr erzählen will, als in den amtlichen Registern zu finden ist, nicht ankommen. Eine erneute Hierarchisierung von bedeutenden und weniger bedeutenden Persönlichkeit wurde durch die Angleichung der Länge der Lexikonartikel vermieden. Stellvertretend für die vielen ermordeten jüdischen Kinder, die aus Berlin deportiert und deren Schicksalsfaden in den Gaskammern abrupt durchtrennt wurde, steht die Biografie von Marion Samuel, die in Auschwitz mit elf Jahren ermordet wurde. Ein Lexikon, dass sich „Juden in Berlin" nennt, kann niemals vollständig sein. Es kann aber, und dies versucht das Buch, die Vielfalt jüdischen Lebens vermitteln und die Auswirkungen von Ausgrenzungen über die Jahrhunderte aufzeigen. Nicht zuletzt sind die gesammelten Biografien Dokumente einer Großstadt, die vielen verschiedenen Menschen Zuflucht, Heimat, Zwischenstation und Arbeitsplatz war. Das Lexikon zeigt, wie viele Menschen jüdischer Abstammung die Stadt geprägt und geformt haben, ob nun als Bankier, als Widerstandskämpfer gegen das Naziregime, als Salondame oder Verlegerin.

Helen Thein

Arons, Levin, Bankier. 15.11.1773 Strausberg – 7.4.1840 Berlin. A. begründet mit seinem Bruder Lazarus das Bankhaus *Gebrüder Arons* und ist Finanzier der ersten Eisenbahnlinie zwischen Berlin und Potsdam, die am 29.10.1838 eröffnet wird.

Seine Nachkommen, u.a. sein Enkel Martin Leo ▶ A. leben bis 1935 in Deutschland. Durch die Nationalsozialisten in ihrer Existenz bedroht, emigrieren die Urenkel zunächst in die Schweiz, dann über Frankreich nach Portugal. Die Ururenkelin Ruth A. lebt heute in Lissabon.

Schnabel, P.: Lissabon – Hafen der Hoffnung, Dokumentarfilm, 1994. id

Altmann, Georg, Regisseur, Dramaturg, Theaterdirektor. 15.1.1884 Berlin – 9.6.1962 Los Angeles. 1907–09 Hoftheater Mannheim, 1910–13 u.a. Deutsches Theater Hannover; 1913–26 Nachfolger von M. ▶ Reinhardt am Kleinen Theater Berlin,

1927–33 Schauspielhaus Hannover. 1933 Entlassung, Flucht nach Frankreich. 1937 Emigration in die USA.

Vor fremden und eigenen Kulissen. Geschautes und Erlebtes, 1964. js

Arno, Siegfried [d.i. Siegfried Aron, Pseud. Sig Arno], Schauspieler, Sänger. 27.12.1895 Hamburg – 17.8.1975 Woodland Hills/USA. Nach der Talmud-Thora-Realschule absolviert er eine Ausbildung zum Modezeichner an der Hamburger Kunstgewerbeschule. Ab 1918 ist er Schauspieler an Bühnen in

Hamburg, Prag und Berlin (seit 1921), nimmt aber auch Filmenrollen an. Gemeinsam mit K. ▶ Gerron tritt er als Komikerduo *Beef und Steak* auf. 1930 komponiert R. ▶ Gilbert für A. den Schlager *Was kann der Sigismund dafür, dass er so schön ist*. Bis zu seiner Emigration 1933 spielt er in mehr als 150 dt. Filmproduktionen mit. Seit 1939 lebt A. in den USA, wo er in Filmen wie Charlie Chaplins *Der große Diktator* (1940) auftritt. 1966 erhält er in Deutschland das Filmband in Gold. red

Weder Tel Aviv noch San Diego

Arkadi Pikovski ist erfolgreicher Physiker an der Universität Potsdam

„Frischer Wind aus dem Osten“ nannte die Otto Benecke Stiftung jüngst eine bundesweite Konferenz in Stuttgart, auf der die Kompetenzen, Chancen und Perspektiven russischsprachiger Wissenschaftler in Deutschland thematisiert wurden. Doch weit weniger als in Israel und den USA hat die deutsche Forschung und Lehre bisher auf das enorme Potential russisch-jüdischer Wissenschaftler zurückgegriffen, welche nach 1989 hierher emigrierten. Bisherigen Erhebungen zufolge besitzen sie die gleichen Qualifikationen und Befähigungen wie ihre Freunde und Verwandten in „Eretz Israel“ und in Übersee. Hat man die russisch-jüdischen Forscher – anders etwa als einen Teil der zugewanderten Künstler und Medienstars – bisher übersehen?

Ein sorgfältigerer Blick offeriert dagegen, dass auch in Deutschland ein Teil der russischen „Intelligenzija“ Fuß fasst, dabei insbesondere Spitzenkräfte im mittleren und jüngeren Alter. Hierbei stehen ihnen keine traditionellen Einwanderer-Netzwerke und Hilfsorganisationen wie in Amerika oder staatliche Förderprogramme wie in Israel zur Verfügung. Wenn russischen Juden in Deutschland eine universitäre Karriere gelingt, dann wohl stets nur aus eigener Kraft.

Foto: O. Glöckner

Arkadi Pikovski im Physikalischen Institut der Universität Potsdam

Halb in die Parklandschaft von Sanssouci eingebettet und nur wenige hundert Meter vom Fachbereich Jüdische Studien entfernt, „residiert“ an der Lindenallee das Physikalische Institut der Universität Potsdam. Hier forscht seit 12 Jahren auch Professor Arkadi Pikovski, seines Zeichens Experte für Statistische Physik und Chaostheorie. „Es ist ein relativer Zufall, dass es mich hierher verschlug“, so der aufgeschlossene bärtige Mittvierziger aus dem einstigen Gorki, was heute Nishne Nowgorod heißt und nach Moskau und St. Petersburg die drittgrößte Stadt Russlands darstellt. Gorki – oder eben Nishne Nowgorod – galt schon immer als Hochburg der Wissenschaft, wenn auch mit vielen sowjetstaatlichen Reglementierungen gegängelt, zu denen auch ein Aufenthaltsverbot für ausländische Wissenschaftler gehörte. Umgekehrt war es sowjetischen Wissenschaftlern bis in die 80er Jahre hinein nahezu unmöglich, intensive Kontakte zur westlichen Fachwelt zu pflegen – internationale Konferenzen und Treffen waren entweder zu teuer oder von vornherein tabu.

Als die Ära von Glasnost und Perestroika in ihre letzte und zugleich kritischste Phase eintrat, war Arkadi Pikovski ein Forschungsstipendium der Humboldt-Stiftung vergönnt, welches ihn 1990 von Gorki zu einem einjährigen Forschungsaufenthalt nach Wuppertal brachte. Monate später waren West- und Ostdeutschland wieder vereinigt, und noch ein paar Monate später griff die so genannte „Kontingentflüchtlingsregelung“ für jüdische Zuwanderer aus der Sowjetunion (und späteren GUS). „In der Sowjetunion herrschte zu diesem Zeitpunkt das reinste Chaos, politisch, gesellschaftlich und auch im Alltag. Wenn man am Morgen nicht weiß, ob man am Abend noch die notwendigsten Lebensmittel und die Milch für die Kinder auftreiben kann, dann leidet auch die ganze wissenschaftliche Arbeit“, erinnert sich Arkadi Pikovski. „Hinzu kam, dass reihenweise die universitäre und institutionelle Forschung wegbrach. Meine Frau und die Kinder kamen nun auch nach Deutschland, und wir entschieden uns, für immer hier zu bleiben.“

Freunde und Bekannte des Physikers gingen dagegen nach Israel und in die USA, wurden teilweise gezielt umworben und stürzten sich voller Energie in neue Forschungsprojekte und -programme. „Noch heute sehen wir uns manchmal auf internationalen Konferenzen und natürlich erzählen wir uns dann auch unsere jeweiligen Erfahrungen“, schmunzelt Arkadi Pikovksi. Doch selbst gemessen an den einstigen Kollegen, die nun in Tel Aviv oder San Diego forschen, erscheint sein individueller Erfolg in Potsdam beeindruckend. Als sich das Max Planck Institut in der Brandenburgischen Landeshauptstadt gründete, war er bereits von Wuppertal herübergewechselt. Mitte der neunziger Jahre konnte Arkadi Pikovski an der Universität Potsdam habilitieren, 1997 wurde er Ordentlicher Professor. Ein Weg, der selbst für deutsche Kollegen mit vielen Steinen gepflastert war und ist, zumal die öffentlichen Sparhaushalte schon seit Beginn der 90er Jahre ihren Schatten über die deutsche Forschungslandschaft geworfen haben.

Arkadi Pikovksi hat sich in Berlin-Brandenburg gut eingelebt, er genießt nach eigenem Bekunden sogar die Atmosphäre im deutschen Osten. Und auch wenn die zwischen Universität und Familie verbleibende Freizeit schmal bemessen ist, verfolgt der Mann wachen Auges die Entwicklung eines „neuen deutschen Judentums“, das schon heute in vielfältiger Weise von den russisch-jüdischen Zuwanderern geprägt ist. „In meiner Wuppertaler Zeit habe ich die Jüdische Gemeinde regelmäßig aufsuchen können“, so der Potsdamer Professor. Heute ist er Gemeindemitglied in Berlin, wo die Familie Pikovski auch wohnt. Arkadi liest – neben anderen Printmedienmedien – regelmäßig die „Jevrejskaja Gazeta“, das „jüdische berlin“ und den „Dialog“. Dass ein starkes russischsprachiges Diaspora-Judentum sich auch in den kommenden Jahrzehnten allerorts behaupten wird – dies steht für ihn eigentlich außer Frage. Er sieht darin auch keinen Widerspruch für eine erfolgreiche Integration im jeweiligen Aufnahmeland: „Schauen Sie die Erfahrungen der jüdischen Immigranten in Amerika an, unter denen hat sich das Jiddisch 100 Jahre gehalten, und es hat auch niemandem geschadet.“

Was den Integrationsprozess in Deutschland betrifft, so hat Arkadi Pikovksi durchaus seine eigenen Vorstellungen, wie sich dieser besser gestalten könnte: Bei den zugewanderten GUS-Wissenschaftlern, die sich zwischen Ende zwanzig und Mitte dreißig bewegen, hält er temporäre universitäre Forschungsaufenthalte von zwei bis drei Jahren – notfalls im Rahmen staatlicher Förderprogramme – für sehr sinnvoll. „Die Leute bekommen Praxis, niemand ist auf Dauer verpflichtet, aber man kann die Spitzenkräfte sichten“, meint der heutige Potsdamer Forscher, und fährt fort: „In den Jüdischen Gemeinden mit ihrem jetzigen hohen Zuwachs wäre wohl vieles einfacher zu gestalten und zu regeln, wenn mehr über Ehrenamt und weniger über finanzielle Anreize läuft“. Aber auch bei der „Jevrejskaja Gazeta“, dem heute führenden Printmedium der russischen Juden in Deutschland, meldet der Professor ein paar inhaltliche Korrekturwünsche an: „Irgendwie ist vieles an der Zeitschrift noch ziemlich stark auf die frühere Sowjetunion konzentriert. Vielleicht interessieren sich ja auch viele Leser mehr für das, was damals unter Stalin geschah, als für das, was jetzt in Deutschland geschieht. Ich selbst würde mich freuen, wenn es dagegen mal eine historische Serie über Berliner Juden gäbe – oder über Persönlichkeiten wie Albert Einstein, Leo Baeck, Fritz Haber. Damit die Leute, die neu hierher kommen, einfach einen profunden Einblick bekommen.“

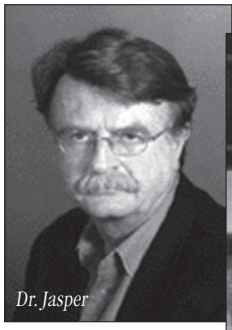
Olaf Glöckner

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Personalia

Die Mitarbeiter Dr. Willi Jasper und Dr. Christoph Schulte, apl. Professoren an der Universität Potsdam, scheiden zum Jahresende aus dem MMZ aus. Beide wechseln an die Universität Potsdam über, wo sie neue Aufgaben übernehmen werden. Das Moses Mendelssohn Zentrum dankt ihnen für ihre langjährige geleistete Arbeit und wünscht ihnen für ihren weiteren Werdegang alles Gute. Laufende Projekte des MMZ, in denen Dr. Jasper und Dr. Schulte Leitungsaufgaben wahrnehmen, werden von diesen auch weiter betreut.



Dr. Jasper

Dr. Schulte

IMPRESSUM

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-533820, Fax: 5338277
Internet:
www.moses-mendelssohn-stiftung.de

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
Internet: www.mmz-potsdam.de
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

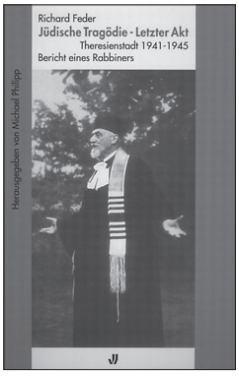
Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Nachdem sich im zurückliegenden Jahr die Jahrestagung der Gesellschaft für Geistesgeschichte e.V. unter dem Thema „Der Philosoph von Sanssouci" dem preußischen König Friedrich II. und seiner Zeit widmete (vgl. DIALOG Heft 20), knüpft die diesjährige Herbstkonferenz mit dem Titel „Tradition, Emanzipation und Verantwortung. Moses Mendelssohn, die Aufklärung und die Anfänge des deutsch-jüdischen Bürgertums" anlässlich des 275. Geburtstages des jüdischen Philosophen, direkt an Einzelaspekte aus dem letzten Jahr an und führt diese vertiefend und ergänzend fort.

Die inzwischen schon 46. Jahrestagung der GGG, die gemeinsam mit dem Moses Mendelssohn Zentrum sowie in Verbindung mit der Moses Mendelssohn Stiftung veranstaltet wird, findet in der Zeit vom 28. bis 30. Oktober 2004 im Potsdamer Alten Rathaus statt.

Kontakt: Dr. Thomas Gerber
Universität Potsdam, Historisches Institut
PF 60 15 53, D-14415 Potsdam
Tel.: (0331) 977-14 42/1036
Fax: (0331) 977-11 68
Das vollständige Tagungsprogramm, das hier nur in seinen wesentlichen Punkten abgedruckt wurde, kann auf den Internetseiten des MMZ unter www.mmz-potsdam.de eingesehen werden.

In der Schriftenreihe des Wilhelm-Fraenger-Instituts Potsdam ist der Bericht des tschechischen Rabbiners Richard Feder über seine Zeit im KZ Theresienstadt erschienen. Er wurde 1942 mit seiner gesamten Gemeinde aus der böhmischen Kleinstadt Kolín in das KZ deportiert. Unmittelbar nach der Befreiung 1945 beginnt Rabbiner Feder mit der Niederschrift seines Berichts. Er bemüht sich um eine objektive Darstellung des KZ Theresienstadt, aber immer wieder führt die noch frische Erinnerung zu emotionalen Ausbrüchen. Zugleich ist es ihm ein Anliegen, durch seine Beschreibung die Würde der Opfer wiederherzustellen. 1947 erschien sein Bericht in tschechischer Sprache, nun wurde er erstmals in deutscher Übersetzung veröffentlicht. Der Bericht ist durch ausführliche Anmerkungen sowie einem Nachwort des Herausgebers mit Informationen über Richard Feder bzw. sein Werk ergänzt. Er ist im Buchhandel zum Preis von Euro 31,00 erhältlich.



ISBN: 3935035608

Tradition, Emanzipation und Verantwortung

Moses Mendelssohn, die Aufklärung und die Anfänge des deutsch-jüdischen Bürgertums

Altes Rathaus, Potsdam

Donnerstag, 28. Oktober 2004

19.15 Uhr ERÖFFNUNG
Prof. Dr. Julius H. Schoeps
Minister a.D. Dr. h.c. Hinrich Enderlein
19.30 Uhr ERÖFFNUNGSVORTRAG
Prof. Dr. Dr. h.c. Horst Möller (München):
Nicolai und Mendelssohn – zwei Repräsentanten der Berliner Aufklärung

Freitag, 29. Oktober 2004

9.15 Uhr: Dr. Albert Bruer (München)
Juden in Preußen
10.00 Uhr Prof. Dr. Ingrid Lohmann (Hamburg)
Die Jüdische Freischule in Berlin – Ihre Rolle im Spannungsfeld von Tradition und Verbürgerlichung
11.15 Uhr Hanna Lotte Lund (MMZ)
Der jüdische Salon als Ort der Emanzipation? Politische Partizipation und Geschlechterverhältnisse im literarischen Salon um 1800
14.00 Uhr Johannes Schwarz (Berlin)
Jüdische Presse Ende des 18. Jahrhunderts
14.45 Uhr Prof. Dr. Julius H. Schoeps (MMZ)
Der Kampf um die Gleichberechtigung. Moses Mendelssohn und „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum"
16.00 Uhr Dr. Irene Diekmann (Potsdam)
Selma Stern und die Edition der Akten zur Geschichte der Juden in Preußen
19.00 Uhr Lesung mit Prof. Carola Stern (Berlin)

Samstag, 30. Oktober 2004

9.15 Uhr Sebastian Panwitz (Berlin)
Mäzenatentum am Beispiel der Mendelssohns
10.00 Uhr Prof. Dr. Günter Hartung (Halle/S.)
Goethes Verhältnis zu Juden und Judentum
11.15 Uhr Prof. Dr. Beatrix Borchard (Hamburg)
Zur Rolle der Musik im jüdischen Akkulturationsprozess
12.00 Uhr Prof. Dr. François Guesnet (Berlin)
Moses Mendelssohn als Fürsprecher (Stadlan)

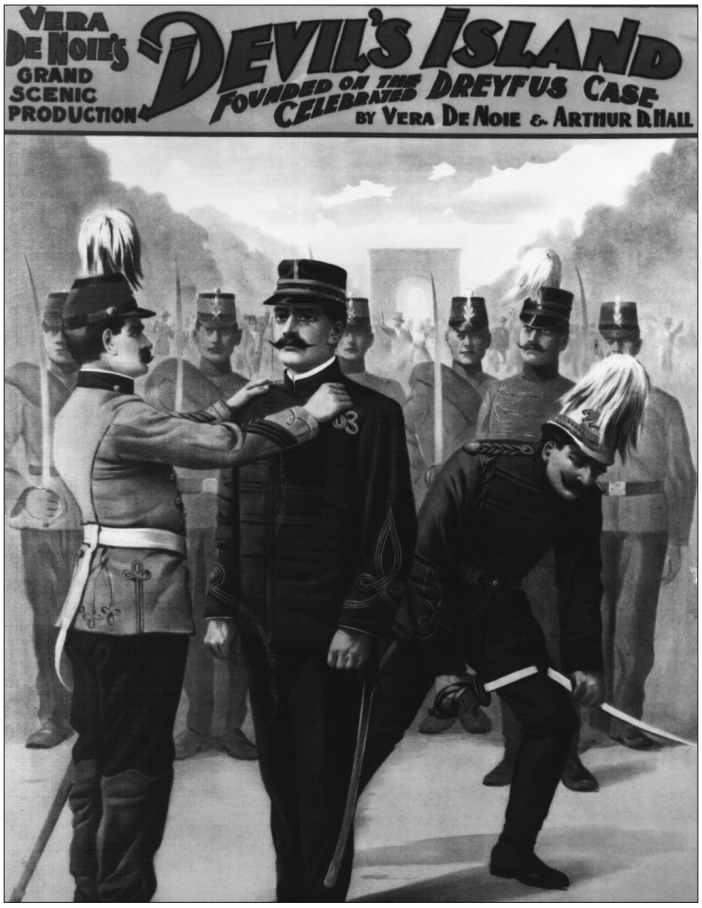
MOSES MENDELSSOHN STIFTUNG
DIALOG
Heft 25 – Potsdam 4/2004

Keine Frage der Ehre – eine Frage von Wahrheit und Gerechtigkeit

Ausstellung aus Anlaß des 70. Todestages von Alfred Dreyfus, des der Spionage für die Deutschen verdächtigen jüdischen Hauptmanns der französischen Armee

Der Name Dreyfus samt der damit verbundenen Affäre repräsentieren ein bis heute einzigartiges Phänomen, dessen Wirkung von einer Nachhaltigkeit gekennzeichnet ist, die ihresgleichen sucht. Synonym mit diesem Namen gehen Begriffe einher wie Militarismus, Vaterlandsverrat, „jüdische Weltverschwörung", Republikfeindlichkeit, Antisemitismus und nicht zuletzt Emile Zolas „J'accuse", jener Titelzeile eines offenen Briefes des französischen Romanciers, dessen Reaktionen sowohl der Dreyfus-Sympathisanten (Dreyfusards) als auch der Dreyfus-Gegner (Anti-Dreyfusards) Frankreich in die Staatskrise führte, die Geburtsstunde des „Intellektuellen" darstellt und Theodor Herzl zur Niederschrift seines *Judenstaates* veranlaßte und damit das Fundament für den künftigen Staat Israel legte.

Wer war dieser Hauptmann Alfred Dreyfus (1859–1935) und was zeichnet die Affäre aus, die derartige Wellen schlug und noch 100 Jahre danach im öffentlichen Bewußtsein präsent ist? Dieser Frage geht auch Lorraine Beitler seit Jahren nach. Die amerikanische Erziehungswissenschaftlerin sammelt seit über dreißig Jahren Exponate, die im engeren oder weiteren Sinne mit der Dreyfus-Affäre in Zusammenhang stehen. Ihre Sammlung beinhaltet mittlerweile Hunderte von Zeitungen und Zeitschriften, Briefen, Fotografien, Postkarten, Plakaten, Büchern aber auch Militaria wie Uniformen, Orden, Säbel sogar Spielzeug wie Zinnsoldaten oder ein Dreyfus-Brettspiel. Was motiviert eine amerikanische Professorin zu einer derartigen Sammlerleidenschaft? Nach Beitlers Dafürhalten lassen sich anhand der Dreyfus-Affäre Kadavergehorsam, Intoleranz und Rassismus exemplarisch festmachen. Es ist ihr daher ein Anliegen, junge Amerikaner, insbesondere Kadetten der militärischen Eliteschulen, mit ihrer Sammlung, die sie als Wanderausstellung konzipiert hat, zu konfrontieren. Das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit stellt für Beitler eines der obersten Ziele sowohl der Gemeinschaft als auch jedes Einzelnen dar, die Affäre Dreyfus ist dafür ein mahnendes Beispiel.



Bereits 1897 wurde die Dreyfus-Affäre auf Basis eines Romans von Arthur Hall als Bühnenwerk inszeniert und bis 1907 an verschiedenen Theatern in den USA aufgeführt. Die stets ausverkauften Aufführungen bekunden das Interesse der amerikanischen Öffentlichkeit an der Affäre. Das Plakat zeigt die „unehrenhafte Entlassung" Dreyfus' aus der französischen Armee. Als Zeichen der Degradierung werden ihm die Epauletten von der Uniform getrennt und sein Säbel zerbrochen.

Zur Erinnerung: Im September 1894 wird im Papierkorb des deutschen Militärattaches Schwarzkoppen in der deutschen Botschaft in Paris ein Brief entdeckt, in dem eine Liste geheimer französischer Dokumente und die Ankündigung, eben diese zu übergeben, vermerkt sind. Innerhalb kürzester Zeit wird ein jüdischer Hauptmann aus dem Elsaß namens Alfred Dreyfus beschuldigt, der Verfasser jenes „Bordereaus" zu sein. Obwohl starke Zweifel an Dreyfus' Schuld bestehen, wird er im Dezember 1894 wegen Landesverrates zu lebenslanger Verbannung auf die Teufelsinsel verurteilt. Obwohl der wahre Verfasser des „Bordereau", der hoch verschuldete Generalstabsoffizier Major Marie Charles Ferdinand Walsin-Esterhazy, spätestens im März 1896 bekannt ist, scheitern die Versuche der Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Dreyfus. Allerdings entwickelt sich in der französischen Öffentlichkeit eine lebhafte Diskussion über die Schuld oder Unschuld des jüdischen Majors aus dem Elsaß. Vor allem Konservative, der Klerus und das Militär sind von der Schuld des Juden als Vaterlandsverräter überzeugt und schlagen sich auf die Seite der Anti-Dreyfusards. Für den aufgrund antisemitischer Ressentiments unschuldig Verurteilten treten die Dreyfusards ein, die sich vornehmlich aus Republikanern und Sozialisten rekrutieren. Am 13. Januar 1898 erscheint Zolas offener Brief an den französischen Präsidenten Félix Faure in der Literaturzeitung L'Aurore. Auf der Titelseite prangt in großen Lettern „J'accuse" (Ich klage an). Nunmehr sieht sich die Justiz genötigt, den Fall Dreyfus erneut aufzurollen. Doch trotz der eindeutigen Beweise für dessen Unschuld wird Dreyfus im September 1899 erneut schuldig gesprochen, erhält jedoch „mildernde Umstände", so daß das Strafmaß von lebenslänglich auf 10 Jahre reduziert wird. Um den Aufruhr, der nach Verkündigung des Urteils gefürchtet wird, einzudämmen, spricht der französische Präsident die Begnadigung Dreyfus' aus. Eine vollständige Rehabilitierung erfolgt jedoch erst 1906.

Fortsetzung auf S. 5

Tradition, Emanzipation und Verantwortung

Moses Mendelssohn, die Aufklärung und die Anfänge des deutsch-jüdischen Bürgertums

46. Jahrestagung der GGG – 28.–30. Oktober 2004

Moses Mendelssohn, im siècle des lumières eine erste Figur jüdischer Emanzipation, deutscher Aufklärung und europäischer Kultur, wirkt bis heute nach durch Ideen der Toleranz, Gewissensfreiheit, des interreligiösen Dialogs. Seine humanistische Programmatik ist tief ins moderne Kulturverständnis eingedrungen. Zu Recht haben Aufklärungsforschung, jüdische Historie und Philosophiegeschichte seit 30 Jahren zunehmend seine säkulare Rolle verdeutlicht. So kann von der Vergessenheit, die Julius Schoeps seinerzeit beklagte, heute keine Rede mehr sein. Vielmehr stellt sich dessen Urteil von 1979 nun als allgemeiner Konsensus dar: Mendelssohn, so schrieb er in seiner Monographie zum 250. Geburtstag des Philosophen, war „einer der geistreichsten Denker im Europa des 18. Jahrhunderts (...), der in seiner Person die Möglichkeit verkörperte, Judentum und moderne Kultur miteinander zu verbinden (...), das Judentum aus seiner mittelalterlichen Isolation zu befreien, den Juden den Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft der Neuzeit zu ermöglichen."

Inzwischen, so Schoeps, sind „Regale voller Bücher" zum Themenkreis ‚Mendelssohn und Aufklärung' publiziert. Zeit also, anläßlich des 275. Geburtstags Bilanz zu ziehen. Diese Aufgabe stellte sich die GGG auf ihrer 46. Jahrestagung, gemeinsam mit dem MMZ und der Stiftung im alten Potsdamer Rathaus. 11 Fachreferate und eine literarische Lesung Carola Sterns reflektierten 350 Jahre, vom Großen Kurfürsten bis zur Gegenwart, aus unterschiedlichsten geisteswissenschaftlichen Blickwinkeln: biographisch, kulturgeschichtlich, soziologisch, musikwissenschaftlich, medien-, philosophie- und wissenschaftshistorisch. Ideengeschichtliche Analysen wechselten ab mit neuer Medienforschung, Begriffen der gender studies, aber auch semipoetischer Narration.

Albert Bruer/München zog mit seinem Überblick „Juden in Preußen" den weitesten Bogen bis zur Weimarer Republik. Die Ansiedlung der ersten 50 jüdischen Familien verdankte sich dem „Peuplierungsprojekt" des Großen Kurfürsten, der – weniger „emanzipatorisch" als pragmatisch – „Leistungsträger" im „Dienst des Staates" wünschte. Stets schillert der Rationalismus ambivalent zwischen humaner „Toleranz" und funktionellem „Utilitarismus".

In der von Bruer entwickelten 6teiligen Epochengliederung kommt der Periode von 1770–1830 größte Bedeutung zu: In ihr vollzog sich die Modernisierung des Judentums. Besonderes Gewicht erhielt dabei die Pädagogik. Paradigmatisch zeigt dies die Entwicklung der von Isaak Daniel Itzig begründeten Jüdischen Freischule zu Berlin, in der sich für Ingrid Lohmann/Hamburg ein wesentlicher Aspekt im „Prozeß der Verbürgerlichung des preußischen Judentums" artikuliert. Der Unterricht galt dort Mendelssohns Bibelübersetzung, Vehikel sprachlicher Akkulturation. Bald überschritt das Curriculum jedoch die religiösen Lektionen und strebte eine „Erziehung der Schüler zu bürgerlichem Erwerb und Sittlichkeit" an.

Die pädagogische Leidenschaft verband Mendelssohn mit Friedrich Nicolai (1733–1811), seinem wichtigsten Berliner Freund und Mitstreiter. Horst Möller vom Institut für Zeitgeschichte/München entwarf ein anziehendes Doppelporträt dieser kardinalen „Repräsentanten der Berliner Aufklärung". Neben dem luziden Philosophen wirkte Nicolai als eigentliches „Zentrum" und als „Organisator" des Literaturbetriebs durch seine Zeitschriften und Publikationen. Seit 1756 wirkten Mendelssohn und Lessing an Nicolais Organen mit, zumal 1759–63 in den „Literaturbriefen".

Keineswegs homogen, zerfiel die Berliner Gelehrtenrepublik in separate Zirkel: die naturwissenschaftlich geprägte Akademie, den französischen Klüngel des Königs in Potsdam und die bürgerliche Popularphilosophie, für die sich beide Freunde engagierten. Im Kern bezweckte ihr humanistisches Programm „Bildung", was vor allem die neubürgerlich-aufstiegswilligen Schichten ansprach. Möller verdeutlichte die „parallelen Lebenswege" durch biographische Motive: beide waren Autodidakten, Intellektuelle und Geschäftsleute in einer Person.

Theologisch gingen sie eher getrennte Wege. Anders als der religiös indifferente Buchhändler schrieb Mendelssohn seinen Unsterblichkeitsglauben in „Phädon" (1767) nieder und kurz vor seinem Tod (1783) ein Schlüsselwerk der Aufklärung: „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judentum".

Ihm wandte sich Julius Schoeps im „Kampf um die Gleichberechtigung" zu. Mendelssohn argumentiert für Toleranz, eine grundsätzliche Gewissensfreiheit in Glaubensdingen, fordert strikte Trennung von Staat und Kirche, religiöse Neutralität vom Souverän und bestimmt im 2. Teil den mosaischen Glauben im Kontrast zu „Offenbarung", „Mysterium", „Dogma" als Verstandesreligion und Gesetzestreue.

Aufklärung wurzelt in Rationalität und Geselligkeit als den Medien der Verständigung. Diese gewann unter weiblichem Einfluß, erst in Frankreich, dann in Deutschland, die spezifische Kulturgestalt des Salons. Hanna L. Lund/Potsdam („Der jüdische Salon als Ort der Emanzipation? Politische Partizipation und Geschlechterverhältnisse im literarischen Salon um 1800") bestimmt den Salon als „Bildungs-, Schreib- und Diskursort". Den „Generationssprung" im Geschlechterverhältnis um 1800 illustrierten schlagend zwei Kupferstiche: vom patriarchalen Gelehrtenstreit zwischen Lavater und Mendelssohn mit einer, stumm den Kaffee servierenden Gattin zum emanzipatorischen Gesprächskreis mit der selbstbewußten „Salonnière" im Mittelpunkt.

Bei Henriette Herz lernte Mendelssohns Tochter Dorothea Friedrich Schlegel kennen. Sie wurden als Liebespaar zu einem romantischen Archetyp, schlugen die bürgerliche Konvention aus und erhoben Zuneigung zum absoluten Prinzip. Ihrem Lebensgang hat Carola Stern 1990 ein farbiges Buch gewidmet, aus dem sie abends große Partien als festlichen Höhepunkt einfühlsam vortrug.

Die Romantiker initiierten den Goethe-Kult, zumal Rahel mit ihrem Salon. So entstand die große Tradition jüdischer Goetheverehrung mit so illustren Exponenten wie Georg Simmel, Friedrich Gundolf oder Hans Mayer. Günter Hartung/Halle widmete sich dem gegenläufigen Thema: „Goethes Verhältnis zu Juden und Judentum". Ein Thema mit notwendig drei Seiten: den autobiographischen Fakten, dem AT als Stoff in Goethes Werk und seiner Haltung in Emanzipationsfragen. Der Befund zeigt humanistisches Reformdenken, eigentliche politische Systemveränderung war dem konservativen Individualisten Goethe fremd.

Dem jüdischen Kulturimpuls wesentlich waren neben der Poesie vor allem Musik- und Kunstpflege. So zeigten Beatrix Borchard/Hamburg die „Rolle der Musik im jüdischen Akkulturationsprozeß" und Sebastian Panwitz/Berlin das „Mäzenatentum am Beispiel der Mendelssohns" auf. Borchard schilderte die eigentümliche Dialektik von nationalem Anspruch und Universalität des musikalischen Mediums. Panwitz verdeutlichte mit der staatstreuen und gemeinwohlorientierten Kunst- und Wissenschaftsförderung der Mendelssohn-Nachkommen eindrucksvolle „Modelle des bürgerschaftlichen Engagements" in der Ausbildung der liberalen Gesellschaft im 19. Jahrhundert.

Den tragischen Bruch der jüdischen Assimilation zeigt das Leben Selma Sterns (1890–1981), über die Irene Diekmann/Potsdam den vielleicht eindrucksvollsten, weil menschlich so bewegenden Vortrag bot. Aus bildungsbürgerlicher Berliner Familie, entwickelte sich Stern ab 1910 zu einer bedeutenden Historikerin ihres Jahrhunderts. Klassiker noch heute ihre Bücher über „Jud Süß" (1929) und „Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus" (1950). Das Opus Magnum jedoch wurde ihr mehrbändiges Werk zum „Preußischen Staat und die Juden", dessen Erscheinen sich durch die erzwungene Emigration von 1925 bis 1975 hinzog.

Ihr 3. Band endet mit dem Tode Friedrich II. im Jahr 1786, just als auch Moses Mendelssohn verstarb. Er war der „lebendige Beweis", so Julius Schoeps, „daß man gleichzeitig Preuße, Deutscher und Jude sein konnte". So wurde er der „erste moderne Jude, der nicht mehr Zaungast war, sondern die Kultur mitgestalten wollte." (G. Mosse)

Wolfgang Saur

Wohnraumnot in Halberstadt?

Zweckentfremdung von Bauzeugnissen jüdischen Lebens

In den fünfziger Jahren waren noch zahlreiche bauliche Relikte des jüdischen Lebens in Halberstadt erhalten: die Mikwe in der Judenstrasse, die Laubhütte in der Klaussynagoge, eine Laubhütte im Haus Bakenstr. 28 und anderes mehr. All dies wurde – wie es die „Örtliche Wohnungs- und Grundstücksverwaltung“ formulierte – *„in Wohnraum umgewandelt“*: es waren ja keine Juden mehr da, die Bedarf an den rituellen Einrichtungen gehabt hätten. Der Gedanke an ein Wiederentstehen einer jüdischen Gemeinde war ebenso wenig vorhanden wie das Bewußtsein, solche baulichen Relikte als Zeugnisse des reichen jüdischen Lebens Halberstadts zu erhalten.

Die oben aufgeführten Rückbaumaßnahmen mögen auf die in diesen Jahren tatsächlich existierende Wohnungsnot oder auf Gedankenlosigkeit zurückzuführen sein.

Diese wohlwollende Einschätzung erlaubt der Vorgang um die Umwandlung des Tordurchganges Bakenstr. 56 in Wohnraum jedoch nicht. Der Tordurchgang bildete bis 1938 den Hauptzugang zu der hinter den Häusern der Baken- und der Judenstrasse verborgenen Barocksynagoge. Durch ihn gelangte der Gottesdienstbesucher in die Eingangshalle und dann in den eigentlichen Synagogenraum. Zur Bakenstrasse hin verschloß ein Gründerzeittor den Durchgang. Innen war er in ochsenblutfarbenem Stukko antico ausgeführt und mit vergoldetem Stuck verziert. Dieser Tordurchgang hatte den Abriß der Synagoge – wenn auch beschädigt – überdauert.

Im Juni 1957 kam es wegen des Tordurchganges zu Differenzen zwischen dem Kultusministerium der DDR – dem Staatssekretär für Kirchenfragen – und der „Örtlichen Wohnungs- und Grundstücksverwaltung“. Es war von Seiten der Letzteren geplant, den Tordurchgang zu einer Wohnung umzubauen. An die historische Funktion des Durchganges sollte durch eine Gedenktafel mit folgender Inschrift erinnert werden:

„Hier befand sich der Eingang zur Synagoge der Jüdischen Gemeinde. Zerstört in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938“.

Gegen die Umwandlung des Durchgangs in Wohnraum hatte Willi Calm – der letzte Vertreter der jüdischen Gemeinde zu Halberstadt – Einspruch erhoben und das Amt für Kirchenfragen beim Kultusministerium der DDR um Unterstützung gebeten. Dies erklärte, von dieser Seite könne, *„da die örtlichen Organe der Staatsmacht auf ihrem eigenen Territorium in eigener Zuständigkeit und Verantwortung entscheiden“*, kein Einspruch erhoben werden. Zitat *„Wir bitten aber, die Entscheidung unter Beachtung folgender Gesichtspunkte nochmals zu überprüfen:*

Nach unserer eigenen Kenntnis im Zuge einer durchgeführten Ortsbesichtigung befand sich auf dem Hof des Grundstücks, Bakenstr. 56, in Halberstadt die Synagoge der jüdischen Gemeinde. Die Synagoge wurde während der faschistischen Zeit vollkommen zerstört. An der linken Straßenseite

Frühere Aufnahme des Tordurchgangs im unzerstörten Zustand

des Vorderhauses war ein Durchgang zur Synagoge. Über dem Tor ist noch ein Querbalken mit hebräischen Schriftzeichen. Das rechte Türfutter ist vorhanden sowie ein Flügel der schweren Eichentür. Die andere Hälfte der Tür ist sehr unschön mit roten Ziegeln zugemauert worden.“

Der Staatssekretär für Kirchenfragen stellte *„aus den Fonds für den Bau und Unterhaltung jüdischer Gottesdiensträume sowie zur Wiederherstellung und Unterhaltung jüdischer Friedhöfe Mittel für die Gedenktafel zur Verfügung zu stellen. Allerdings sollte, bevor eine derartige Stätte durch eine Gedenktafel besonders betont wird, der fehlende Flügel von der Tür ergänzt und das Türfutter wiederhergestellt werden. Dadurch würde das Gebäude seine alte Außenfront wiedererhalten, und es wäre seiner Bedeutung entsprechend würdig hergerichtet. (...)*

Wenn wir auch anerkennen, dass die Entscheidung – Umwandlung in Wohnraum – im Hinblick auf den zweifellos in Halberstadt vorhandenen Wohnraummangel getroffen worden ist, bitten wir mit Rücksicht auf die ursprünglich (...) getroffenen Vereinbarung und unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse Ihre Entscheidung nochmals zu überprüfen, auch unter dem Gesichtspunkt, ob der beabsichtigte Einbau einer Wohnung für die Jüdische Gemeinde zumutbar ist.“

Die „Örtliche Wohnungs- und Grundstücksverwaltung“ antwortete umgehend: *„Als durch die Verordnung vom 27. Januar 1957 über die weitere Verbesserung der Verwaltung volkseigener Grundstücke weitere finanzielle Möglichkeiten gegeben waren, um Wohnungen auszubauen, wurde von uns der Vorschlag gemacht, diesen z. Zt. als Abstellraum genutzten Zugang zur ehemaligen Synagoge in Größe von ca. 40 qm zu einer Zweiraumwohnung auszubauen.*

Entsprechend der genannten Verordnung war nur die Stadtverordnetenversammlung befugt, über die Verwendung dieser Sondermittel zu verfügen. Die Stadtverordnetenversammlung hat unserem Vorschlag zum Ausbau einer Zweiraumwohnung in ihrer Sitzung am 26. Februar 1957 zugestimmt. Damit war und ist für uns die rechtliche Grundlage zum Ausbau dieser Wohnung gegeben.

Zu erläutern wäre noch, dass mit dem Ausbau dieser Wohnung gleichzeitig ein feuergefährlicher, doppelt gezogener, einrohriger, altdeutscher Schornstein abgebrochen und durch einen neuen mit 2 Rohren in den normalen Ausmaßen ersetzt werden muß.

Wir wären also von unserem Standpunkt aus nur in der Lage, einer Änderung dieses Bauvorhabens im Sinne des Vertreters der jüdischen Gemeinde zuzustimmen, wenn diese sich gleichfalls dazu verpflichten würden, den fraglichen Raum einem anderen Verwendungszweck zuzuführen und die damit verbundenen Kosten, wie Gestaltung der Fassade und Schaffung von Kellerräumen, zu übernehmen.“

Der Rat des Bezirkes Magdeburg, Referat Kirchenfragen, schrieb im August 1957 an die Grundstücksverwaltung Halberstadt: *„ (...) wir vertreten ebenfalls die Meinung, dass der wahre Charakter als Gedenkstätte durch das Anbringen einer Tafel am Hausgrundstück selbst würdig genug aufgezeigt wird. Eine Wiederherstellung dieser Eingangspforte erscheint uns deshalb nicht notwendig. (...) Wir sind nicht der Meinung, dass es zu verantworten ist, dass das Bauvorhaben auf Grund des Einspruchs von Herrn Calm (– dem letzten Vertreter der jüdischen Gemeinde Halberstadt) weiter behindert wird.*

Wir sehen damit diesen Vorgang von uns aus als erledigt an.“

Der Tordurchgang zur Synagoge wurde zu einer Wohnung umgebaut, aber die erwähnte Gedenktafel wurde nicht angebracht.

Jutta Dick

Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte Halberstadt

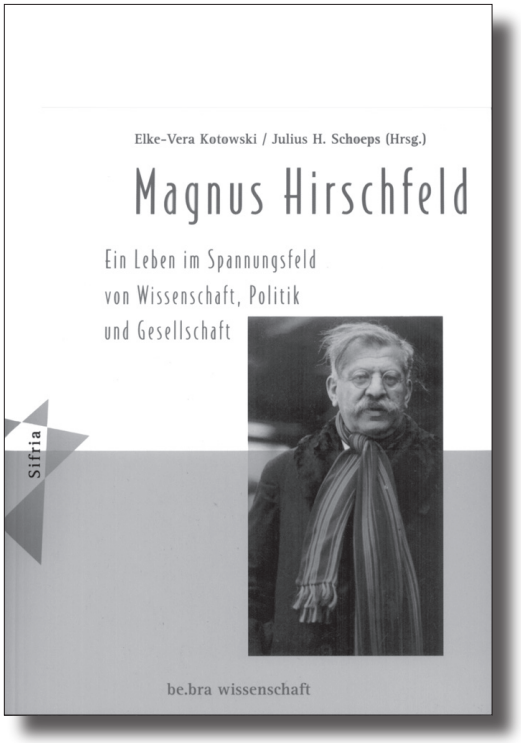
Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

Neue wissenschaftliche Veröffentlichungen des Moses Mendelssohn Zentrums

In den zurückliegenden Wochen veröffentlichte das MMZ zwei Publikationen, die einmal mehr das breite Forschungsspektrum des Instituts demonstrieren.

Bei der ersten Veröffentlichung, die von Elke-Vera Kotowski und Julius H. Schoeps im be.bra wissenschaft Verlag herausgegeben wurde, handelt es sich um einen Sammelband, der auf eine wissenschaftliche Konferenz des MMZ im Mai 2003 zurückgeht. Damals versammelten sich Historiker, Psychologen, Literaturwissenschaftler, Soziologen und Wissenschaftler aus dem Bereich der interdisziplinären Genderstudien, um über Leben und Werk des Vorreiters der Sexualreform und Begründer des „Instituts für Sexualwissenschaft" Magnus Hirschfeld zu diskutieren. Darüber hinaus wurde schlug die Konferenz den Bogen zur Wirkungsgeschichte Hirschfelds von seinen Lebzeiten bis in unsere Tage hinein. Der nun vorliegende Band vereint die Beiträge in der Reihenfolge des Konferenzablaufs. Den Auftakt bilden die biographischen Betrachtungen zu Hirschfeld. Im Anschluß daran folgen Beiträge zu seinen wissenschaftlichen Konzepten und zum „Institut für Sexualwissenschaft". Der folgende Themenkreis steht unter dem Lebensmotto Hirschfelds „Per scientiam ad justitiam". Abgerundet wird der Tagungsband durch Untersuchungen über die Hirschfeldrezeption in Politik und Literatur.



Das zweite vorzustellende Werk, vorgelegt von Julius H. Schoeps im PHILO-Verlag, trägt den Titel „Du Doppelgänger, du bleiches Gesicht" und nimmt damit direkte Anleihen beim Poeten H. Heine. Die häufig zitierte Gedichtzeile greift das belastete Verhältnis von Juden und Deutschen auf. Schoeps' Buch – hieran anknüpend – versammelt Beiträge aus drei Jahrhunderten deutsch-jüdischer Geschichte, die, wie er selbst angibt, „zu verschiedenen Anlässen und zu verschiedenen Zeiten" entstanden sind. Vom „Ausbruch aus dem Ghetto" bis „Gedenkdiskurse in der Gegenwart" kreisen die Kapitel allesamt um Themen der jüdischen Identität und damit zusammenhängende Problemfelder der deutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte in der Zeit zwischen 1700 und heute. Eine besondere, sozusagen exemplarische Rolle für das deutsch-jüdische Verhältnis spielen hierbei die Mendelssohns, denen ein vollständiges Kapitel mit dem Titel Aufstieg und Niedergang der Mendelssohns gewidmet ist.

Das vorliegende Buch vermittelt einen tiefgründigen Einblick in die politischen, sozialen und ökonomischen Veränderungen innerhalb des deutsch-jüdischen Verhältnisses.

red.

Gastprofessur für Historische Kultursoziologie an der Uni Potsdam

An der Universität Potsdam hat die von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gestiftete Gastprofessur für Historische Kultursoziologie ihre Arbeit aufgenommen. Sie beschäftigt sich mit der jüdischen, insbesondere der deutsch-jüdischen Kultur und Geschichte im östlichen Europa. Inhaber der Gastprofessur ist Dr. François Guesnet. Er studierte osteuropäische Geschichte, Slavistik und Romanistik in Köln, Freiburg, Warschau und Berlin und promovierte 1996 in Neuerer und Neuester Geschichte an der Albert Ludwigs Universität in Freiburg im Breisgau. In den Jahren 1996–2002 arbeitete Dr. Guesnet als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Simon-Dubnow-Instituts für Jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Forschungsstipendien führten ihn nach Warschau (Deutsches Historisches Institut), Jerusalem (Beracha Foundation Programme in Jewish Studies) und Philadelphia, wo er 2002–2003 als Fellow des Center for Advanced Judaic Studies an der University of Pennsylvania weilte. Die Schwerpunkte seiner Forschungstätigkeit liegen u. a. in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden in Polen und Osteuropa des 18.–20. Jahrhunderts, der jüdischen Kulturgeschichte in Polen des 19. Jahrhunderts und der Beziehungsgeschichte von Juden und Nichtjuden in der Zeit des 18.–20. Jahrhunderts. Im laufenden Semester hält Dr. Guesnet an der Universität Potsdam Veranstaltungen zur deutsch-jüdischen Kultur im östlichen Europa, zum Verhältnis von Religion, Staat und Zivilgesellschaft und zum jüdischen Volkstheater im 19. Jahrhundert ab. Im folgenden Sommersemester 2005 sind eine Vorlesung über die „Politische Geschichte der Judenheiten des östlichen Europa" sowie Seminare zu Geschlechterrollen und Religiosität und zur Geschichte der Historiographie der osteuropäischen Judenheiten geplant. In Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie wird außerdem ein Seminar über „Opfer und TäterInnen" abgehalten, in dem es um sozialwissenschaftliche Zugänge zur deutschen Besatzung im östlichen Europa im Zweiten Weltkrieg gehen soll. Für das kommende Jahr ist darüber hinaus ein internationaler Workshop unter dem Titel „Zwischen Graetz und Dubnow. Zur jüdischen Historiographie in Ostmitteleuropa" sowie, in Zusammenarbeit mit dem Moses-Mendelssohn-Zentrum, die Herausgabe der deutschsprachigen Schriften von Louis Meyer (1796–1869) geplant.

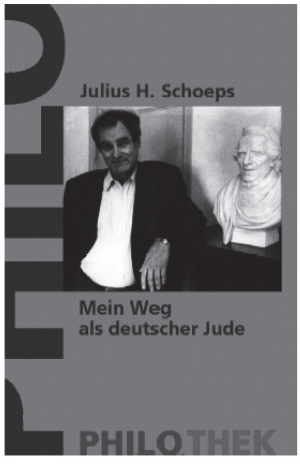
T. Barniske/red.

Anzeige

Julius H. Schoeps
„Du Doppelgänger, du bleicher Geselle!"
Deutsch-jüdische Geschichte durch drei Jahrhunderte: 1700-2000
340 Seiten, Gebunden, Euro 29,80

Julius H. Schoeps
Mein Weg als deutscher Jude
Autobiographische Notizen
318 Seiten, Kartoniert, Euro 15,–

Neuauflage in Vorbereitung
Julius H. Schoeps
Die missglückte Emanzipation
Wege und Irrwege deutscher Geschichte
418 Seiten, Gebunden, Euro 38,–



PHILO & Philo Fine Arts • Littenstr. 106/107 • 10179 Berlin • Tel. 030/ 4401310 • www.philo-verlag.de

BIBLIOTHEK VERBRANNTER BÜCHER

Editionsprojekt des MMZ und des Georg Olms Verlags

Die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 auf dem Berliner Opernplatz und an anderen zentralen Orten in verschiedenen deutschen Städten war der Auftakt zur Vertreibung und Verfolgung zahlreicher vom NS-Regime verfemter Autoren. Begleitet von „Feuersprüchen", in denen einige

Bücherverbrennung auf dem Berliner Opernplatz am 10. Mai 1933 (Abbildung entnommen dem Ausstellungsband der Akademie der Künste „Das war ein Vorspiel nur ..." Bücherverbrennung Deutschland 1933: Voraussetzungen und Folgen, Berlin 1983)

Autoren namentlich genannt wurden, wurden die Bücher von Studenten, Professoren und Organen der Nationalsozialisten ins Feuer geworfen. Es war ein barbarischer Akt, dessen Auswirkungen auf die deutsche Literatur und Kultur wir bis heute spüren. Viele Autorinnen und Autoren der damals verbrannten und verbotenen Bücher sind heute in Vergessenheit geraten, ihre Bücher wurden teilweise nie wieder neu aufgelegt oder sind längst vergriffen und über den deutschen Buchhandel nicht mehr erhältlich.

In Erinnerung und im Gedenken an diesen Tag soll eine „BIBLIOTHEK VERBRANNTER BÜCHER" zusammengestellt werden. Im Rahmen eines Projektes des Moses Mendelssohn Zentrums werden ca. 280–320 der 1933 verbrannten Titel ausgewählt. Die Bibliothek, sozusagen ein Mahnmal anderer Art, wendet sich speziell an die Oberstufenschülerinnen und -schüler der ca. 3.000 Gymnasien und Oberschulen in der Bundesrepublik Deutschland. Die komplette Sammlung soll den Schulen zu einem subventionierten Preis, der unter 1.000 Euro liegen soll, angeboten werden. Mit Hilfe von Elternsponsoring wird dieser Betrag von den interessierten Schulen auch in Zeiten knapper Kassen aufgebracht werden können, wie unsere ersten Untersuchungen hoffen lassen.

Die Bibliothek soll den Schulen zusammen mit zwei Bücherregalen angeboten werden. Die Bücher und die Regale sollen den Schulen getrennt geliefert werden. Das gemeinsame Einräumen der Regale soll Schüler und Lehrer bereits zu einer Beschäftigung mit dem Thema und den Büchern anregen.

Unter der Leitung von Prof. Dr. Julius H. Schoeps beschäftigt sich seit dem Frühjahr ein Beirat, dem Historiker, Kultur- und Literaturwissenschaftler der Universität Potsdam, der Humboldt Universität, der Freien Universität Berlin und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und Literatur angehören, mit der Auswahl der Titel. In regelmäßig stattfindenden Sitzungen wird darüber diskutiert, welche Werke von welchem Autor in die Sammlung aufgenommen werden sollen. Das gesamte Spektrum der Gründe, weshalb ein Autor auf die Liste der verbotenen Bücher gelangen konnte, soll sich in der Auswahl widerspiegeln. Ist ein Buch für die heutigen Schülerinnen und Schüler überhaupt noch lesbar und auch lesenswert? ist eine Frage, die bei jedem Titel intensiv geprüft und teilweise kontrovers diskutiert wird. Nicht nur Bücher bekannter Autoren wie Stefan Zweig, Ernst Toller, Arthur Schnitzler und Joseph Roth wird diese Bibliothek enthalten, sondern auch Bücher solcher Autoren, die vor 1933 gelesen, aber heute weitgehend vergessen sind. Ziel ist es, eine Auswahl von Büchern zusammenzustellen, die im heutigen Schulalltag einen festen Platz findet. Als Grundlage für die Auswahl der Titel dienen in erster Linie die berüchtigten „Schwarzen Listen", die am 16. Mai 1933 im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" veröffentlicht wurden und deren Originale im Staatsarchiv Würzburg (Akten der D.St., 21 C 14 /I) aufbewahrt werden.

Mit dem Olms-Verlag, der seinen Sitz in Hildesheim hat und mit dem das MMZ schon zahlreiche Publikationsprojekte realisiert hat, wurde ein kompetenter Partner gewonnen, der über die nötige Erfahrung und Logistik verfügt, um ein Projekt dieser Größenordnung erfolgreich durchführen zu können. Der Olms-Verlag wird sich um die Herstellung und den Vertrieb der Büchersammlung kümmern.

Die für die Bibliothek ausgewählten Bücher werden ergänzt durch einen Essayband mit erläuternden Aufsätzen zur Bücherverbrennung. Ein biographisches Handbuch sowie ein Band, der Materialien für Lehrer enthält, sollen weitere Anregungen zur Beschäftigung mit dem Thema geben. Eine CD-ROM, die als multimediale Einführung konzipiert wird, soll den Schülern nicht nur den historischen Kontext näher bringen, sondern auch den Zugang zu den Büchern erleichtern.

Bisher wird das Projekt durch die Stiftung Lesen und die Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz unterstützt. Weitere Sponsoren sollen und müssen für das ehrgeizige Projekt noch gewonnen werden, um den angestrebten Verkaufspreis realisieren zu können.

Im Herbst 2005 wird sich die Jahrestagung der Gesellschaft für Geistesgeschichte mit dem Thema Bücherverbrennung befassen. Der Tagungsband wird als Essayband in die Sammlung aufgenommen werden. Geplant ist, die BIBLIOTHEK VERBRANNTER BÜCHER im Frühjahr 2007 der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Ursula Wallmeier

Fortsetzung von S. 1

Die Ausstellung zur Dreyfus-Affäre zeichnet den Verlauf der Affäre anhand von authentischen Dokumenten nach und läßt verschiedene Zeitgenossen zu Wort kommen. Zur Zeit erarbeiten Studierende der Universität Potsdam pädagogisches Begleitmaterial, das insbesondere Lehrer und Schüler auf den Besuch der Ausstellung vorbereiten soll. Parallel entsteht ein Ausstellungskatalog, der neben den Beschreibungen der einzelnen Exponate vertiefende Essays zur militärhistorischen, literaturwissenschaftlichen, rechtsgeschichtlichen und gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung beinhaltet. Ab Mai 2005 wird die Ausstellung dann auf Wanderschaft durch Deutschland gehen. Die Orte sind die Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg (Mai–Juni 2005), das Moses Mendelssohn Zentrum in Potsdam (Juli–August 2005), das Militärhistorische Museum in Dresden (August 2005), das Centrum Judaicum in Berlin (September–Oktober 2005) und schließlich der Bundesgerichtshof in Karlsruhe (November 2005).

Aus Anlaß des 70. Todestages von Alfred Dreyfus wird am 12. Juli 2005 die Ausstellung in Potsdam feierlich eröffnet.

Elke-Vera Kotowski

Zehn Jahre Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt

Mit dem 1. März 1995 arbeitet die Moses Mendelssohn Akademie seit zehn Jahren in Halberstadt. In diesem Zeitraum konnten alle Gebäude – die Klaussynagoge im Rosenwinkel, das Kantorhaus in der Bakenstrasse und die Gemeindemikwe in der Judenstrasse – restauriert werden.

In der Klaussynagoge finden Vorträge, Seminare, Theateraufführungen, Ausstellungen, Konzerte und vieles mehr statt.

Das Mikwehaus beherbergt seit 2001 das Berend Lehmann Museum für jüdische Geschichte und Kultur. Eine Dauerausstellung zeigt am Beispiel der Halberstädter Jüdischen Gemeinde die Geschichte der Juden in Preußen.

Im kommenden Jahr soll die vorhandene historische Ausstellung um den Themenbereich „Grundlagen des Judentums“ in der Klaussynagoge erweitert werden. So wird der ehemalige Beth Hamidrasch wieder seinen ursprünglichen Zweck erfüllen und den Besuchern mit Literatur und Lernmaterialein zum Studium zur Verfügung stehen.

Seit 2003 bietet das MuseumsKaffee Hirsch traditionelle jüdische Gerichte an. Das „MKH“ findet sich neben dem ehemaligen Tordurchgang zur Barocksynagoge, Bakenstraße 57.

Das zehnjährige Bestehen wird Samstag, den 5. März 2005, in Halberstadt gefeiert.

Nähere Informationen erhalten Sie bei der Moses Mendelssohn Akademie unter 03941/606710 oder auf der Homepage des Moses Mendelssohn Zentrums unter www.mmz-potsdam.de.

Impressum

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800, Fax: -618011
e-mail: kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: -2809450
Internet: www.mmz-potsdam.de
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

40 Jahre Deutsch-Israelische Beziehungen im Spiegel der Medienberichterstattung

Eine Aufnahme der deutsch-israelischen Beziehungen erschien nach der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft auf lange Zeit hinaus unmöglich. Mit Konrad Adenauers „Schuldbekenntnis“ am 27. September 1951 erfolgte jedoch ein erster Schritt auf diplomatischem Parkett. Knapp ein Jahr später wurde das Luxemburger „Wiedergutmachungsabkommen“ am 10. September 1952 unterzeichnet, das eine Basis für die Intensivierung des deutsch-israelischen Verhältnisses bildete. Es dauerte dann noch ein gutes Jahrzehnt, bis die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern aufgenommen wurden. Dies geschah offiziell am 12. Mai 1965 durch ein gemeinsames Kommuniqué des westdeutschen Bundeskanzlers Ludwig Erhard und des israelischen Ministerpräsidenten Levi Eschkol, nachdem in der Knesset mit 66 Ja-Stimmen zu 29 Nein-Stimmen und 10 Enthaltungen die Aufnahme der Beziehungen beschlossen wurde.

Ari Rath, langjähriger Herausgeber und Chefredakteur der Jerusalem Post, verfolgte seit Anbeginn die deutsch-israelische Beziehungsgeschichte und berichtete aus israelischer Perspektive darüber. Aus Anlass seines 80. Geburtstags und der 40-jährigen Berichterstattung wird am 2. Juni 2005 im Bundespresseamt ein Symposium veranstaltet, auf dem Korrespondenten aus Deutschland und Israel über den Verlauf der deutsch-israelischen Beziehungen diskutieren.

Veranstaltungen des YMA Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam

im 1. Halbjahr 2005

Mittwoch, 26. Januar 2005, 19.00 Uhr
Vortrag
Prof. Dr. Julius H. Schoeps
„Travailler pour le roi de Prusse“
Gegen die Verteufelung der preußischen Tugenden in unserer Zeit
Ort: Übersee-Club, Hamburg

Wanderausstellung „Die Affäre Dreyfus“ aus Anlass des 70. Todestages von Alfred Dreyfus

- Donnerstag, 26. Mai 2005, 17.00 Uhr
  Ausstellungseröffnung
  Führungsakademie der Bundeswehr, Hamburg
- Dienstag, 12. Juli 2005, 17.00 Uhr
  Moses Mendelssohn Zentrum, Potsdam
  Ausstellungseröffnung

Die anderen Ausstellungsorte entnehmen Sie bitte dem Beitrag auf S. 1. Die Eröffnungstermine werden rechtzeitig bekannt gegeben.

Donnerstag, 2. Juni 2005
Symposium aus Anlass des 80. Geburtstags von Ari Rath (Jerusalem)
„40 Jahre Deutsch-Israelische Beziehungen im Spiegel der Medienberichterstattung“
Ort: Bundespresseamt, Berlin

Veranstaltungen der YMA Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt

5. März 2005
Festveranstaltung zum
10-jährigen Bestehen der MMA

Weitere Veranstaltungen sind geplant, die genauen Termine stehen bislang nicht fest. Sie können sich bei Fragen zu den Veranstaltungen an das MMZ unter der Telefonnummer 0331-2809412 und die Moses Mendelssohn Akademie unter der Nummer 03941-606710 wenden. Unter www.mmz-potsdam.de *finden Sie ebenfalls regelmäßig aktualisierte Veranstaltungshinweise.*